Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag	— fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Vittorio Alfieri
und seine vierte Liebe,

oder

Turin und Florenz.

Historisches Zeitbild

von

Amely Bölte.

Zweiter Band.

Berlin, 1862.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Zweiter Theil.

Florenz.

Erstes Kapitel.

Der letzte Stuart.

Der Palast Gundagni, heute San Clemente genannt, wird von jedem Florenz besuchenden Fremden in Augenschein genommen. Der Cicerone geleitet ihn die stille Via San Sebastiano entlang, und vor dem gegenüberliegenden Palaste Capponi seine Schritte anhaltend, zeigte er ihm die auf dem Dache knarrende Windfahne, mit dem C. R.*) und über der Thüre des Einganges das Königswappen von England, mit der Inschrift:

Carolus III. natus 1720 M. Brit. et Hiberniae Rex fidei defensor.

---

*) Carolus Rex.

Unter dem Namen eines Grafen von Albany zog Karl Eduard, der letzte Stuart, im Jahre 1775, in dieses Haus ein. Er hatte Rom verlassen, weil man dort ein Jubeljahr feierte, wobei er die Rolle eines Privatmannes zu spielen sich nicht entschließen konnte, und der Papst verweigerte ihm die königlichen Ehren, weil sie, nachdem ein halbes Jahrhundert mit vergeblichen Versuchen zur Wiedererlangung der Krone vergangen war, wie ein verjährtes Recht erschienen, dem sich bereits ein Stempel des Lächerlichen aufdrückte.

Karl Eduard, gewöhnlich der Prätendent genannt, war jetzt ein Mann von fünfundfünfzig Jahren. Die Hoffnung, den Thron seiner Väter, jemals zu besteigen, hatte er bereits aufgegeben; doch in seiner Person die Ansprüche darauf nicht länger repräsentiren zu sollen, blieb ihm ein unerträglicher Gedanke, so hold kitzelte der Titel Majestät immer noch sein Ohr. — Mit der Schlacht von Culloden war sein Stern gesunken, sein Muth gebrochen. Der kühne junge Prinz, dessen Thaten damals den Dichter begeisterten, war in dem frühzeitig gealterten Manne, mit den schlaffen Zügen, dem melancholischen Blick, nicht wieder zu erkennen, welcher, bei seiner Ankunft in Florenz, auf zwei Diener

gestützt, mühsam die Stufen des Palastes hinaufgeleitet wurde, während eine schöne junge Dame, mit lichtblondem Haare und lilienweißem Teint, bei dunkeln Augen mit schwarz markirten Brauen, ihm raschen Schrittes folgte.

Louise, Prinzessin von Stolberg-Gedern, hatte auf Anstiften Frankreichs vor kurzer Zeit dem Prätendenten ihre Hand gereicht. Das stolze England sollte durch dies Ehebündniß, durch die Möglichkeit auf Erben, gedemüthigt werden, und Karl Eduard lieh sich diesen Plänen der französischen Regierung, trotzdem daß sie ihn früher auf eine kaum zu rechtfertigende Weise aus dem Lande verwiesen hatte. Heimlich von Rom nach Paris berufen, ward ihm dort das ihm zugedachte Glück mitgetheilt, dessen größere Hälfte jedoch ganz ohne Zweifel für ihn in dem damit verbundenen Jahrgehalte bestand.

Louise von Stolberg befand sich zu eben der Zeit in ihrem Stifte zu Mons. Sie hatte ihren Vater in ihrem fünften Jahre verloren, und da ihr Großvater, der regierende Fürst, noch lebte, und ihre Mutter kein Vermögen besaß, so verlieh die Kaiserin Maria Theresia dieser eine Pension, und ihrer Tochter eine Stelle

in St. Wandru; kein Wunder also, wenn das in so bescheidenen Verhältnissen aufgewachsene junge Mädchen durch die sich ihr bietenden glänzenden Aussichten einer Verbindung mit einem königlichen Prinzen geblendet wurde, und ohne Zögern ihre Einwilligung gab.

Die jugendliche Chanoinesse war nicht nur hübsch, sondern auch klug und talentvoll. Dabei besaß sie nicht geringen Ehrgeiz. Sie liebte Lectüre und Musik, war voll Grazie und Lebhaftigkeit, und nahm für sich ein, wo sie gewinnen wollte.

Das stille Leben in Mons mit dem glänzenderen in Rom zu vertauschen, bot allein schon eine verlockende Aussicht.

Die Persönlichkeit des Prinzen ward ihr nur aus einem ihr von ihm zugesandten und sehr geschmeichelten Bilde bekannt. Von seinem früheren Leben wußte sie wenig. Nur von der Schlacht von Culloden und seinem damals bewiesenen Muthe hatte sie gehört, und dem gefeierten Helden, welcher so kühn versucht hatte sich sein Vaterland zu erobern, glaubte sie sich zu verloben, und an seiner Hand einer glänzenden Zukunft entgegen zu gehen.

Die Kaiserin, ihre so gütige Beschützerin bis dahin,

durfte von dem Plane zu dieser Verbindung nicht in Kenntniß gesetzt werden; denn die Politik gestattete dieser, als Freundin Englands, nicht ihre Einwilligung zu einer Vermählung des Prätendenten zu ertheilen. Heimlich führte ihre Mutter sie von Mons nach Paris und stellte sie eben so heimlich dem alternden Ludwig XV. und seinem Minister, dem Herzoge von Aiguillon vor, und diese Heimlichkeit erhöhte für ein Mädchen von zwanzig Jahren noch den Reiz ihres Verhältnisses zu dem unbekannten Bewerber.

Der Herzog von Fitzjames, mit einer Vollmacht des Prätendenten versehen, traf mit ihr zugleich in der Hauptstadt Frankreichs ein, und ließ bei nächtlicher Weile, im Namen seines Königlichen Herrn, die Trauung mit ihr vollziehen. Das blonde Haupt der schönen Louise schmückte nun eine Königskrone, welche sie in Wirklichkeit freilich nie zu tragen berufen wurde, die aber der Idee nach, sie mit dem Range der ersten Fürstinnen Europas bekleidete. Natürlich war es daher, daß ihr Herz sich stolzer hob, als sie sich jetzt Majestät genannt hörte.

Von ihrer Mutter bis Venedig begleitet, verließ sie mit dem Herzoge von Fitzjames Paris.

Welchen Reiz gewährte der Unerfahrenen diese Reise durch eine Gegend voll hoher Berge, deren schneeige Häupter sich bis in die Wolken erhoben! Sie konnte von ihrem Staunen nicht zu sich kommen, und schon lag die Stadt der Lagunen vor ihr, mit den Palästen, den Wasserstraßen, den schwarzen Gondeln; und bei näherer Besichtigung mit diesen Schätzen der Kunst, welche sie, bei ihrem gebildeten Sinne, bei ihrer Empfänglichkeit für alles Schöne, mit dem lebhaftesten Entzücken erfüllten.

Ein Schiff lag hier für sie bereit, um sie nach Ancona zu führen. — Als sie dessen Bord betrat, fühlte sie, daß damit zugleich der große Schritt gethan sei, welcher sie von ihrer Mutter, ihrer Familie, ihrem Heimathslande und dem Langgewohnten trennte. Mit weinenden Augen winkte sie vom Verdecke noch lange zurück, bis das Ufer mit den noch weilenden befreundeten Personen dem Auge entschwunden war; dann trocknete sie die Thränen und suchte in dem Gedanken an die Zukunft Trost zu finden.

Karl Eduard kam ihr bis Macerata entgegen gereis't. Im Palaste des Cardinals Mario Marefoschi

empfing er sie, und ließ seine Verbindung mit ihr dort in der Hauscapelle sogleich einsegnen.

Jetzt war sie in Wirklichkeit nun erst seine Gattin geworden, und betrachtete, durch das Fremde der Verhältnisse, und die Aufregung und Neuheit nicht länger geblendet, mit klarem Auge den Prinzen, dessen Schicksal sie zu theilen gelobt hatte.

Er war ihr beim ersten Anblicke wie ein Mann erschienen, dem seine hohe Abkunft auf der Stirne geschrieben stand. Groß von Gestalt, mit etwas gebückter Haltung, lag in seinem Wesen etwas Vornehmes, das imponirte. Seine Züge waren die Jacob I. Man konnte ihn nicht schön nennen; doch der kostbare Anzug, der Hosenband-Orden, die Uniform, sein kleiner Hofstaat und die ihm von diesen ertheilten Titel und Würden, blendeten das Auge der schüchternen Braut, so daß sie kein unbefangenes Urtheil über seine Persönlichkeit zu fällen im Stande war.

Sein Alter rechnete sie ihm in dem Augenblicke eben so wenig nach. So wie sie ihn aber später genauer in das Auge faßte, kam ihr sein Aussehen über seine Jahre vor; denn so welk, so schlaff, so hinfällig, mit so erloschenem Blicke, mit so umwölkter

Stirne, einer so trüben Miene, einem so kalt apathischen Tone der Stimme, hatte sie den Gefährten ihrer jungen Jahre nicht zu finden erwartet, mit dem sie goldene Zukunftsträume zu Wirklichkeiten umgestalten wollte.

Die Reise wurde jedoch ohne weitern Aufenthalt fortgesetzt, und es blieb ihr die Zeit nicht, ihrem Schicksale für den Augenblick ernsthaft nachzudenken. Sie sollte in den nächsten Tagen Rom erreichen und die Herrlichkeiten der alten Kaiserstadt, die große Peterskirche, das Capitol, der Vatican, ja der heilige Vater selbst, tanzten vor dem durch die Erwartung aufgeregten Blicke der jungen Frau.

Das Osterfest hatte grade sein Ende erreicht. Die Zahl der Fremden, welche alljährlich hier zusammenströmen um die größte Hierarchie der Welt in ihrem höchsten Glanze zu sehen, hatte sich jedoch noch nicht verzogen, als sie in der ewigen Stadt eintrafen. Von den Engländern war sogar absichtlich ihre Abreise noch hinausgeschoben worden, um eines Schauspieles zu genießen, das sie weit mehr noch interessirte, als die Austheilung der weißen Palmen, oder der Segen des Papstes; denn die Heirath des Prätendenten und sein

Einzug in Rom, blieben ihnen schon kein Geheimniß mehr.

Das heilige Fest war in diesem Jahre in die Mitte des April gefallen. Der Mandelbäume röthliche Blüthen mischten sich daher bereits in das erste zarte Grün, welches zwischen den alten heidnischen Mauern hervorlachte; tiefblau war der Himmel, golden leuchtete die Sonne, und durstig lechzte die Erde nach ihrem Scheine, als die Römer schaulustig der Porta del Popolo zueilten, um der Ankunft des Prätendenten beizuwohnen, welche dicke Staubwolken von fernher verriethen.

Vier Couriere eröffneten den Zug. Diesen folgte ein von sechs Pferden gezogener offener Wagen, in welchem das neuvermählte Paar sich befand, das von dem Volke mit lautem Zuruf willkommen geheißen ward. Hinter diesen kam der Hofstaat, und schließlich der Herzog von York mit seiner Dienerschaft. Langsam fuhr die ganze lange Wagenreihe den Corso entlang, dem Apostelplatze zu, wo Karl Eduard einen Palazzo für sich hatte einrichten lassen, in den er jetzt seine junge Frau einführte.

Als die große Eingangsthüre sich hinter dem Paare

geschlossen hatte, verlief sich die Menge, und in den Straßen des ewigen Roms herrschte die gewöhnliche Stille wieder. Der Cardinal war sogleich nach Hause gefahren. Der kleine Hofstaat hatte sich in seine Gemächer zurückgezogen, und Louise befand sich mit ihrem Gatten allein. Sie trat an das Fenster und schaute hinaus. Wie Jeder, welcher zum ersten Male den Fuß hierher setzt, so drängte es auch sie ihre Kenntniß der Geschichte und der Tradition mit dem zusammenzustellen, was hier von einer großen Vergangenheit übrig geblieben ist, um das Einst und das Jetzt, und seine unermeßliche Kluft, dem denkenden Sinne vorzuhalten.

Sie wünschte zu sehen, zu genießen, zu lernen. Ihr Herz verstand noch zu schweigen; die Wißbegierde allein wollte befriedigt sein. Den Gatten vergaß sie über Rom.

Häuser sah sie vor sich und nichts als Häuser. Dazwischen eine Ruine, eine Pinie; das Ganze jedoch war völlig ungleich dem Bilde, das sie sich davon entworfen hatte.

Sie öffnete das Fenster.

Eine balsamische Luft, ein wahrer Hauch des

Südens, wehte sie warm, weich, mit Wohlgerüchen getränkt an, und durstig zog sie sie in vollen Zügen ein.

Da legte sich eine Hand schwer auf ihre Schulter, und, sich umsehend, stand ihr Gatte neben ihr. Freundlich lächelte sie ihn an. Allein, so wie sie in sein Auge blickte, wurde sie plötzlich sehr ernst; ja, Schrecken malte sich sogar in ihren Zügen; denn sein sonst so mattes Auge leuchtete mit einem Male von einem feuchten, ihr unnatürlich erscheinendem Glanze. Die wenigen, so eben an sie gerichteten Worte, hatte er mit versagender Zunge gesprochen.

Bei ihrer Jugend hatte sie an den Menschen noch keine Erfahrungen machen können, und Tugenden und Laster, Schwächen und Gebrechen, kannte sie nur aus Büchern, oder den Berichten Anderer. So stieg denn der Gedanke in ihr auf, ihr Gatte leide vielleicht an temporärem Wahnsinne.

Ein Schauder durchzitterte sie bei dieser Idee. Sie trat, ihrer Empfindung Gehör gebend, einen Schritt von ihm zurück.

„So furchtsam?" fragte er mit unheimlichem Lächeln, und folgte ihr, ihre feine, weiße, warme Hand ergreifend. Die seinige war kalt wie Eis.

Aengstlich machte sie sich von ihm los. Er wollte sie an sich ziehen. Da duldete sie es nicht länger in seiner Nähe, sie stieß einen leisen Schrei aus, schob ihn bei Seite und stürzte in das anstoßende Gemach, dessen Thüre sie hinter sich abschloß.

Ihre Brust flog, ihr Herz klopfte fast hörbar.

„Was nun?" fragte sie sich, und drückte das Haupt zwischen beide Hände. Er war ihr Gatte, sie hatte eben erst am Altare gelobt, ihm in Noth und Tod zu folgen, und fühlte nun schon die Härte dieser übernommenen Pflicht. Ihr graute und schauderte vor ihm.

Ein Schritt nahte der Thüre. Er war es. Ein Finger pochte. Sie bemühte sich es zu überhören. Endlich wagte sie ein zitterndes „Wer da?"

Des Prätendenten heisere Stimme antwortete:

„Ich bitte Sie die Thüre zu öffnen, Madame!"

Zitternd gehorchte sie.

Er stand nun vor ihr, mit der Miene eines Richters, den Ausdruck zurückgehaltenen Unwillens in seinen Mienen.

„Ich wünsche über Ihr unpassendes Betragen eine Erklärung von Ihnen zu hören," sagte er kalt. „Ich

bin Karl Eduard von England, und nicht daran gewöhnt, irgend eine mir schuldige Rücksicht hingehen zu lassen; am wenigsten aber von einer jungen Dame, welche ich zu meinem Range erhoben habe, damit sie mein Leben erheitere, mein Haus schmücke, und mein trauriges Loos mir versüße."

„Sie müssen Nachsicht mit mir haben, Sire," erwiederte sie verlegen, ohne das Auge zu ihm zu erheben. „Ich bin noch sehr jung und gehorche gar leicht einer Laune des Augenblickes, die mit Gründen zu erklären, mir unmöglich fällt."

Seine Stirne glättete sich nach dieser Antwort. Ihr Umgehen der Wahrheit, weil ihr Verstand sie vor der Gefahr eines Geständnisses gewarnt, ließ ihn glauben, sie habe wirklich nur, wie ein thörigtes Kind, sich vor dem Manne gefürchtet, dem sie noch so fremd stand. Bevor es nun noch zu weiteren Erörterungen unter ihnen kam, wurde der Herzog von York gemeldet, und Beide gingen in den Salon zurück um diesen zu begrüßen.

Henry Stuart, welcher als Cardinal in Rom lebte, war der jüngere Bruder des Prätendenten, und ein sehr frommer, aber geistig beschränkter Mann. Er

kam jetzt das Paar in seiner Wohnung zu begrüßen und hatte zu dem Zwecke sein feuerrothes Ceremonieenkleid von Moiré mit Mantel und Capuchon angelegt und hielt in der Hand den dreieckigen rothen, ringsum mit schwarzen Spitzen besetzten Hut. Feierlich trat er seiner jungen Schwägerin in ceremoniöser Weise entgegen und überreichte ihr, als Angebinde, eine mit Brillanten besetzte goldene Dose, in welcher sie, statt Schnupftabak, Kassenscheine im Belauf von vierzigtausend römischen Thalern fand.

Dieser Reichthum blendete die Prinzessin. Eine so große Summe, als Taschengeld benutzen zu sollen, machte sie fast bestürzt und sie wußte kaum, wie sie ihren Dank dafür ausdrücken sollte. Sie sagte dem Cardinal, wie wenig sie an solche Verschwendung gewöhnt sei. Er lächelte und versicherte ihr: es gebühre einer Königin von England ein weit größerer Glanz als die bescheidenen Mittel der verbannten Prinzen ihr zu Gebote zu stellen im Stande wären; doch mit dem ersten Erben würde sich in dem Bezug Manches in ihrer Lage schon ändern.

Sie wurde verlegen. Scheu blickte sie auf den

Prätendenten. Ihre sonst so heitere Stirne trug die erste Wolke in ihrem Leben.

Der Cardinal speiste mit ihnen und darauf fuhr Karl Eduard mit ihr in das Theater, wo er in einem, durch einen Vorhang geschützten Winkel Platz nahm und, während sie der Vorstellung zusah, seine Mittagsruhe hielt. Louise war ganz Auge für die Scene. Es blendete, ergötzte, entzückte sie, was sie sah! Den hinter ihr schlummernden Gatten hatte sie darüber gänzlich aus den Gedanken verloren.

Dem Papste Clemens XIV. zeigte der Prätendent seine Vermählung an; aber ohne daß er Notiz davon nahm. Die dem Vater hier früher bewilligten königlichen Ehren auch dem Sohne zuzugestehen, fiel ihm nicht ein. Er war und blieb ihm eine Privatperson, auch nach seiner Verheirathung. Das verdroß den Prinzen und ließ ihn nur eigensinniger auf seinem eingebildeten Rechte bestehen, seine Diener mußten ihn Majestät nennen und seine junge Gattin sich Louise R. unterzeichnen und die strengste Etikette beherrschte sein kleines Hauswesen und wer sich seinem Kreise nahte.

Der von dem Prätendenten am Apostelplatze bezogene Palazzo war ein altes Gebäude, die Bilder

Möbel, das Hausgeräthe, zusammengewürfelt aus alter und neuer Zeit, machten ein, wenn auch bequemes, doch höchst seltsames Ganze aus. Die Römer nannten die Gemahlin des Prätendenten, seit sie dort eingezogen, la regina apostolorum.

Karl Eduard war in Rom aufgewachsen. Es war gewissermaßen seine Heimath. Seine glücklichen Kinderjahre waren ihm hier verstrichen, er hatte hier, ein Liebling der Römer, in heiterem geselligem Verkehr in der Gesellschaft gelebt, die er, so lange er seinen Vater besaß, ungehindert besuchen durfte und erst nach dessen Tode, als sich die Ansprüche auf die Krone Englands auf ihn vererbten, ließ seine veränderte Stellung ihn Kreise meiden, wo diese nicht anerkannt wurden.

Gern gedachte er jetzt noch jener glücklichen Tage und erzählte seiner jungen Gemahlin davon, welche diesen Berichten ein williges Ohr lieh. Auch von seinem Zuge nach England sprach er mit ihr, sowie von seinen Abenteuern in den schottischen Hochlanden und den dort überstandenen Gefahren, wobei die brave Mary Macdonald seine Retterin geworden war. Die Erinnerung an jene glorreichen Tage seines Lebens erfrischte und verjüngte ihn, er vergaß über dem, was

er damals gehofft und gewünscht, seine jetzige traurige Existenz und konnte daher nicht müde werden, sich diese Vergangenheit zurückzurufen.

Allein den Hörer ermüdeten diese Wiederholungen.*)

In den ersten Wochen nach seiner Verheirathung reichte dieser Stoff zur Unterhaltung aus; dann aber hörte die junge Frau ihm schon mit gleichgültiger Miene zu, später gähnte sie sogar und schließlich sah er, daß sie ihm nicht mehr ihr Ohr lieh. Damit erreichte denn auch von seiner Seite das Vergnügen der Mittheilung ein Ende und jene Apathie, in die er versunken gewesen, bevor man ihn nach Paris berufen und ihm diese Heirath vorgeschlagen, bemächtigte sich seiner auf's Neue und in noch trostloserem Maße.

Die Prinzessin bemerkte nun öfter noch den sonderbaren Glanz seines Auges und immer unheimlicher wurde ihr dabei zu Muthe. Sie beobachtete ihn genauer und merkte sich die Tageszeit, wo dieser Zustand eintrat. Er war dann entweder aufgeregt, oder auch schläfrig und dabei so reizbar, daß man ihn wie einen Kranken behandeln mußte.

---

*) Wraxall. Memoiren.

Sie nahm sich vor, den Cardinal von York darüber zu befragen, der ihr fortwährend freundlich gesinnt blieb. Allein sie sah diesen jetzt selten und nie allein. Sie mußte daher lange warten, bis ein so günstiger Moment für sie eintrat, um ihm, ohne Zeugen, eine solche Frage vorlegen zu können. Allein die Wirkung, welche sie auf den Herzog hervorbrachte, setzte sie mehr noch in Erstaunen, als die Sache selbst. Er wurde hochroth, wandte sich verlegen von ihr ab und bat sie, sich keine unnütze Sorge zu machen; sein Bruder sei durchaus nicht geisteskrank und seine körperlichen Gebrechen müsse sie, als eine ihr von Gott gesandte Prüfung, tragen. Damit entfernte er sich.

Die Prinzessin sah ihm erstaunt nach. Es war klar, daß er über die Sache nicht mit ihr reden wollte, daß es ihm peinlich war, sie nur erwähnt zu hören.

An wen aber sollte sie sich in ihrer Verlegenheit wenden, wenn nicht an ihren Schwager; denn sie war eine Fremde hier, die Diener des Prätendenten waren in dessen Sold, es lag ihnen an seiner Gunst und nicht an der ihrigen, Niemand hatte ein Interesse ihr Vertrauen zu verdienen; denn eine arme Prinzessin,

deren ganzes Heirathsgut in ihrer Schönheit bestand, war eine schlechte Protection.

Karl Eduard gestattete ihr keinen Umgang, sie durfte ihn nie verlassen und Niemand bei sich sehen, den er nicht selbst eingeladen hatte; somit wurde es ihr unmöglich, sich durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit Freuude zu gewinnen und das Einförmige einer solchen Lebensweise stimmte sie oft recht traurig. Mit welchen Erwartungen war sie hier eingetroffen und wie fand sie diese nun getäuscht! An einen Mann gekettet, der mit dem Leben fertig war und nur nach rückwärts schaute, während sie den vollen, schäumenden Becher, mit allen Illusionen von Glück, in der Hand hielt und mit schlagenden Pulsen ihn an die Lippen hätte führen mögen; einer solchen Verbindung von Vergangenheit und Zukunft, mußte, selbst wenn Kinder die Brücke gebildet hätten, die Einigung fehlen.

„Ha capito?“ fragte Karl Eduard, wenn er eine seiner Heldenthaten erzählt hatte, die sie nun schon lauge auswendig wußte. „Ha capito?“ — Ach! Sie verstand ihn nur zu wohl und auch sich selbst fing sie an zu verstehen und Mitleid mit sich zu fühlen, daß sie ihre Jugend diesem Greise geopfert

hatte, der ihr von seinem Range nur das gab, was sie am liebsten davon entbehrt hätte: eine steife Etikette.

Immer reizbarer wurde er, immer schwerer ward es, sich in seine Launen zu fügen. Die Fliege an der Wand konnte oft schon seinen Verdruß erregen und die heitere Miene der Prinzessin, wenn er mürrisch war, erregte sogar sein Mißtrauen und argwöhnisch blieb er ihr zur Seite, als ob er fürchte, irgend ein Nebenbuhler habe den Sonnenschein in ihre Züge getragen.

Eines Tages, als sein Auge wieder so unheimlich leuchtete, stand sie leise auf und lehnte sich über seinen Sessel. Er wandte den Kopf um und sein Athem wehte sie dabei heiß an. Sie schlug die Hände vor das Gesicht. — Das Geheimniß war ergründet.

Zweites Kapitel.

Des Dichters dunkele Stunden.

Wenn die Wintersonne im Mittag steht, schlendert die vornehme Welt von Florenz am Lung-Arno auf und ab, um sich in ihrem belebenden Scheine zu erwärmen. Die hoch über die Häuser der Stadt emporragenden Berge tragen dann noch ihre schneebedeckten Gipfel, während das Thal auf Stunden eine Art Sommerkleid anlegt, das mit dem scheidenden Lichte des Tages schwindet und die damit zurückkehrende Kälte doppelt empfindlich macht.

Ueber das Geländer einer der Brücken gelehnt, schaute ein junger Mann in schwarzer Kleidung tiefsinnig in den Strom hinab. Den Blick auf die spielende Fluth geheftet, hatte er lange schon in sich versunken

so dagestanden, als ein ältlicher Herr, nachdem er ihm einige Minuten lang zugesehen, die Hand auf seine Schulter legte und ihn durch diese unerwartete Berührung aus seinen wachen Träumen emporscheuchte.

„Sie hier, mein Gori!“ rief er, in Ton und Geberde die herzlichste Freude über dies unerwartete Begegniß ausdrückend und sich an seine Brust werfend, setzte er hinzu: „Der Himmel selbst muß Ihnen diesen Gedanken eingegeben haben, denn niemals sehnte ich mich mehr nach dem Anblicke eines wahren Freundes, als grade heute.“

„Auch bin ich nur Ihretwegen gekommen, mein theurer Alfieri,“ erwiederte der ältliche Herr, dem jungen Manne prüfend in das Auge schauend; „denn Ihr letzter Brief war in einer so traurigen, zaghaften Stimmung geschrieben, daß ich sogleich aufbrach und nach Florenz eilte, um — Ihren Kleinmuth zu schelten, Freund!“

„Thun Sie das!“ erwiederte der junge Graf wehmüthig. „Von Ihnen nehme ich jegliche Mahnung dankbar hin; denn Sie kennen mich und wollen mir wohl.“

„Aber warum schon wieder so muthlos?“ fragte der ältere Herr, mißbilligend den Kopf bewegend. „Welche Fehlschlagung ist Ihnen denn begegnet, um Sie an sich selbst verzweifeln zu lassen? Was hat so plötzlich die schönen Hoffnungen vernichtet, mit denen sie vor nicht gar langer Zeit in Siena von mir schieden?“

„Die Lebenseinsamkeit,“ entgegnete seufzend und beschämt den Blick senkend, Alfieri. „Mein Herz ist leer. Es weht mich eine kalte Luft hier an in dieser fremden Stadt. Der Weg zum Ruhme ist so gar sehr lang, das Ziel zeigt sich in fast unerreichbarer Ferne, der Fuß bleibt mitunter ermüdet stehen und ich frage mich dann: ob ich auch weiter gehen solle? Auf diesem Punkte war ich nun wieder einmal angelangt, als Ihre Hand mich aus meinen Betrachtungen aufstörte.“

„Die auch sehr unnütz waren, mein junger Freund!“ rief Gori lebhaft aus. „Die kostbare Zeit mit diesen Fragen verschwenden, während Sie jede Minute benutzen sollten, Ihr schönes Talent zu üben, scheint mir ein Vergehen gegen Sie selbst zu sein. Kommen Sie! Wir wollen im Sonnenscheine am Lung-Arno

auf und ab spazieren und weiter über diesen Gegenstand sprechen!" Damit schob er seinen Arm unter den seines jungen Freundes und zog ihn mit sich fort.

„Seit ich Sie sehe, fühle ich mich schon wie neu gestärkt," begann Alfieri erheitert. „Eine Centnerlast hat sich von meiner Brust gewälzt, seit ich in ein Auge blicke, das mich mit Theilnahme anlächelt und mir sagen kann, mein Leben gereiche Jemand, den ich schätze, zur Freude. In Ihrer Nähe, mein Gori, bin ich darum sogleich ein anderer Mensch. Mein Durst nach Ruhm, das erkenne ich dabei deutlich, ist nur ein Verlangen, die Liebe meiner Freunde, durch das, was ich bin, zu bezahlen und sobald ich mich fern von ihnen befinde, wandelt mich dann die Furcht an, dies so ersehnte Ziel niemals zu erreichen. Es ist auch allerdings eine harte und mühsame Arbeit, die Sprache, in der ich dichten will, erst selbst erlernen zu müssen. Indem das Schicksal meine Wiege in ein Land stellte, das nur einen Dialekt besaß, hat es mich in gewissem Sinne unfähig gemacht, meine Empfindungen in gebundener Rede laut werden zu lassen; denn unser Denken und Fühlen kleidet sich nicht leicht in uns fremde Laute ein. Ueber dem Erlernen schwinden aber

die Jahre; der Jüngling wird darüber zum Manne und ist immer noch ein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft und — fürchtet mitunter es auch zu bleiben. Ich kann die Zeit nicht tödten. Ein denkender Mensch möchte sie zum Nutzen und zur Freude Anderer verwenden und was kann ich leisten, wodurch mein Name von meinen Mitmenschen mit Anerkennung genannt und in den Büchern der Geschichte verzeichnet würde? — Als Hinderniß tritt mir überall meine Unwissenheit entgegen. Mir selbst zum Ekel, erfaßt mich dann eine tiefe Melancholie, die Feder entfällt meiner Hand, ich stoße die Bücher von mir und möchte einer so peinlichen Existenz ein Ende machen; in diesem Sinne schaute ich so eben hinab in den Strom, mich fragend: ob mir dort unten nicht besser sei, als hier im Lichte der Sonne, so lange sie einen so unwürdigen Sohn der Erde zu bescheinen verdammt sei."

„Wie?" rief der ehrwürdige Gandellini, seine Schritte anhaltend und seinem jungen Freunde ernst fragend in die klugen Augen schauend, die sich beschämt vor dem Blicke Gori's zur Erde senkten. „Wie? Ist das die Sprache des jungen Conte Vittorio Alfieri, der den Muth hatte mit seiner ganzen Vergangenheit

zu brechen, seinem Könige und seinem Vaterlande den Fehdehandschuh hinzuwerfen? Der zu uns nach Siena kam, um der erste tragische Dichter Italiens zu werden? Haben Sie vergessen, wie wir Sie empfingen, Ihren Entschluß priesen und Ihnen beizustehen uns anheischig machten? Haben Sie vergessen, wie uns Ihr muthiges Streben erquickte und welch ein Stern der Hoffnung in Ihnen uns aufging, in dem wir Alle uns gleichsam verjüngten? Wie Sie, so dachten auch wir einst; was Sie erstreben, das leuchtete auch uns in unserer Jugendzeit, als verlockendes Ziel entgegen und wenn unsere Hand die Palme des Sieges nicht faßte, wenn kein Lorbeer unsere Stirne krönte, so seufzen wir noch heute, daß Wollen, Können und Vollbringen unsere Hand zu schwach fand, ihn zu pflücken. Sie aber, Sie sind nur einen Schritt noch von Ihrem großen Ziele entfernt und hier wollen Sie umkehren? Nein, sage ich, und dreimal Nein.“

„Einen Schritt?“ fragte Alfieri, mit ungläubigem Lächeln sein Haupt verneinend bewegend. „Alles, was ich bisher gedichtet, ist so unvollkommen, daß ich, weder meine Poesien, noch Tragödien, so wie sie sind, dem

Drucke übergeben könnte! Und das nennen Sie einen Schritt?"

„So wie sie sind," wiederholte Gandellini gedehnt. „Das ist ja grade der eine Schritt vom Ziele, den ich benannte. Die letzte Hand daran zu legen, wollten Sie erlahmen? Nachdem Sie, wie ein Titan, nicht den Himmel erstürmt, sondern Schwereres gethan, den Sieg über sich selbst errungen haben, nicht mit Ernst arbeiten und den Kampf mit dem Leben eingehen zu wollen, soll ich Sie schwach finden die letzte Feile an Ihre Werke zu legen? — Das wäre mein theurer Vittorio nicht, an dem ich solches erfahren müßte! Nein! Nein! Ich kenne Sie zu gut dazu. Was Sie ein Mal wollen, das wollen Sie ganz und führen das Begonnene zu Ende. Das ist es ja auch grade, was ich an Ihnen liebe. Dieser Ausdauer, dieser Beharrlichkeit willen, sind Sie mir ja grade so werth geworden. Ich finde in Ihnen so vieles von mir selbst wieder; Sie sind verschieden von mir und doch wieder mir so ähnlich, daß ich in Ihrer Nähe fühle, als ob mein zweites Ich mir zur Seite ginge, an dem ich nur hier und da noch einen Federstrich hinzuthun, wegthun müsse, um mich endlich selbst zu sehen.

Dieser Grundton unseres Wesens aber, diese glühende Sehnsucht nach einem großen, einigen freien Vaterlande, wo der Kopf des Denkers und die Hand des Künstlers nach Neigung schaffen und gestalten können, das ist die Liebe, in der unsere Seelen in einander schmelzen, das ist das Band, welches keine Zeit unter uns lösen wird. Und wer so groß empfindet, der kann mit seinem Herzen nicht einsam sein; mein Vittorio wollte mit mir Scherz treiben, als er sich dieser kleinlichen Schwäche zieh!"

Alfieri sah dem Freunde gerührt in das Auge.

„Ich verstehe Sie, mein Gori und wie ich Ihnen verpflichtet bin, das sprechen keine Worte aus! Wäre es auch nur um Ihrer werth zu sein, würde ich jetzt das gesteckte Ziel zu erreichen streben! So will ich denn mit neuem Muthe an meine Arbeit gehen."

„Vorerst muß ich Ihnen aber mittheilen: daß ich einen neuen Vorwurf für Sie aufgefunden habe, dem Sie gleich nachforschen müssen. Der Stoff scheint mir kostbar für eine Tragödie zu sein. „La Congiura de' Pazzi" nennt er sich. In Machiavelli werden Sie die geschichtlichen Notizen dazu finden.

Lesen Sie diese und dann sprechen wir das Weitere durch."

„Sie gedenken also einige Zeit bei mir zu bleiben?"

„Einige Tage wenigstens habe ich mir vorgesetzt Ihr Gast zu sein und bin darum gleich in Ihrer Wohnung abgestiegen, die, wie Sie mir ja im Voraus versichert hatten, geräumig genug sein würde, einen Freund aufzunehmen. In der That läßt auch weder die Lage noch die Einrichtung den geringsten Wunsch übrig. Ich finde den Dichter auf dem Fuße des Grand Seigneur etablirt."

„Ich kam mit der Hoffnung hierher, dem Ersteren unter der Gestalt des Letzteren hier Geltung zu verschaffen und brachte darum die gehörige Dienerschaft nebst acht Pferden mit," erwiederte Alfieri mit bescheidener Miene; denn ungern nur erwähnte er vor Anderen, die nicht auf gleichem Fuße lebten, dieser Güter des Glückes, die ihm zu gering schienen, um sich ihrer zu rühmen.

„Und erhielten ohne Schwierigkeit die Erlaubniß, mit solchem Gefolge Turin verlassen zu dürfen?"

„Das nun wohl nicht. Als ich mich persönlich beim Minister darum bemühte, warf er mir mein

unruhiges Leben so bitter vor, daß ich mit Mühe meinen Unmuth zurückhielt; doch bei mir selbst beschloß: künftighin nie mehr zu fragen."

„Wozu, was man gewähren will und muß, auf eine so verletzende Weise zugestehen?" sagte Francesco Gori mißbilligend. „Man gewinnt damit nichts und läßt, statt Dankgefühl, nur Bitterkeit in der Seele der Bittstellenden zurück."

„Der Minister spricht im Auftrage des Königs und Victor Amadeus liebt so wenig, wie sein Vater, die Reisen in das Ausland."

„Ohne sie jedoch verhindern zu können."

„Das sagen Sie nicht; er besitzt dazu das Mittel, doch, in Bezug auf mich, hat er sie bis jetzt nicht angewandt. Indessen —"

Hier unterbrach Alfieri seine Rede, indem sein Auge sich auf mehrere, langsam des Weges kommende Personen richtete, die seine Aufmerksamkeit fesselten. Francesco Gori Gandellini folgte seinem Blicke. Ein hagerer alter Herr, in einem schwarzsammetnen Ueberrocke, auf dem Kopfe, über einer blonden Stutzperücke, einen dreieckigen, mit Gold aufgekremten Hut, kam, von einem Diener unterstützt, langsam des Weges ge-

schlichen, die rechte Hand in den Arm einer Dame gelegt, welche, dem Abstand der Jahre nach zu urtheilen, seine Tochter war. Mehrere Personen folgten Beiden in gemessenen Schritten nach und in geringer Entfernung hielt eine Equipage, die sie nur eben erst verlassen haben mußten, um hier auf und ab zu wandeln. — Alfieri trat, als sie näher kamen, zur Seite, zog seinen Hut und folgte ihnen dann unverwandt mit den Augen nach. Der Freund bemerkte, wie heftig ihn dies Begegnen bewegte und ahnend, daß das leicht empfängliche Herz des jungen Conte einmal wieder gefangen oder auf dem Wege sei gefangen zu werden und seine melancholische Stimmung, seine Sehnsucht nach Liebe, seinen Lebensüberdruß damit in Zusammenhang bringend, sagte er: „Die Dame ist sehr schön. Bei meiner Seele! Es mag nicht leicht sein, ungestraft in dieses dunkele Auge zu schauen.“

„Sie ist so schön, wie unglücklich!“ erwiederte Alfieri mit einem tiefen Seufzer, indem er den Arm des Freundes auf's Neue faßte, und weiter ging. „Ihr Anblick entzückt mich und ihr Schicksal rührt mich und fordert meine innigste Theilnahme auf; darum fliehe ich ihre Nähe und habe mich standhaft

geweigert, mich ihr vorstellen zu lassen, oder in ihrem Hause eingeführt zu werden."

„Das heißt die Vorsicht weit getrieben, Freund!" rief Gandellini lachend. „Mit sehenden Augen geht man so leicht in keine Falle. Ich würde hier nicht für sie fürchten."

„Die Erfahrung hat mich belehrt, wie wenig ich mir in dem Bezug zutrauen darf. Als ich das dritte Mal die Sclavenketten einer Frau mit einer Art inneren Wuth von mir warf, gelobte ich mir: es solle der Fall nicht wieder eintreten. Ich liebe stets zu glühend, zu heiß und sehe mich dann, gegen meinen Willen, von einer Leidenschaft so ganz beherrscht, daß sie mich an jeder vernünftigen Beschäftigung verhindert. Jetzt nun, wo ich dem Ruhme mich vermählt habe, darf ich an solche Fesseln um so weniger denken; auch fürchte ich sie darum mehr, als den Tod, schon weil Sie mich Ihrer Freundschaft unwerth machen könnten."

„Sie werden täglich älter, Lieber!" sagte Gori bedächtig. „Das Herz schlägt endlich ruhiger. Wissen Sie aber wohl, daß es das ist, was Sie zum tragischen Dichter stempelt, dies starke Empfinden? Dies Einsetzen der Würfel Ihres Lebens auf solche einzige

Nummer? Nur wer so fühlt, ist auch im Stande die Worte zu finden, welche in der Brust des Anderen die gleichen Gefühle wach rufen können und ohne diese Macht bleibt auch das schönste Kunstwerk eine hohle Nuß. Sie lassen Ihre Helden aus sich reden und Ihre Verzweiflung, Ihre Pein, die Seligkeit Ihres Glückes, strömt in so warmen Worten aus dem eigenen Herzen, welches das Selbstempfundene wiedergiebt, daß es den Hörer unwiderstehlich mit sich fortreißt."

„Das scheint so, theurer Freund! Wir sind versucht, es so zu glauben; allein das Selbstempfundene, wie das Selstgedichtete, erregt wiederum in uns ein mächtigeres Interesse, als in dem Hörer, der oft da kalt bleibt, wo wir am meisten hingerissen sind. Ich habe das erprobt, als ich in Pisa vor einem Kreise würdiger Männer und competenter Richter meine Tragödien vorlas, und viel dabei gelernt; denn selbst wo sie, aus Nachsicht oftmals und aus Rücksicht, lobten, hatte ihr Mienenspiel mir lange schon verrathen, welches der eigentliche Eindruck meiner Dichtungen auf sie gewesen sei; denn nicht an den Kopf, nicht an das kritische Urtheil, nicht an den langsam das für und das gegen messenden Verstand wendet sich der Poet

mit seinen Schöpfungen; sondern an den warmen Pulsschlag des Herzens und reißt gewaltsam mit sich fort, gewinnt die Sympathien des Hörers für seine Helden, sieht hier eine Thräne im Auge, dort den Seufzer namenloser Angst der Brust entsteigen, während das Auge unverwandt an seinem Munde hängt, oder auch, er bleibt ungerührt, der Blick gedankenlos, zerstreut, die Lippe fest geschlossen, unterdrückt ein leises Gähnen! — So, Freund, so lernt man Richter seiner Werke sein und unterscheiden, ob, was uns selbst tief aus der Seele kam, nicht auf dem andern Boden fruchtlos bleibe."

„Das große Studium ist allerdings: die Wirkung auf die Menge zu erforschen; denn es gehört der Dichter nicht einem Kreise, sondern einem Volke an und groß und allgemein muß darum die Tendenz der Stücke sein, die allgemein gefallen sollen;" sagte Francesco Gori bedächtig.

„Und können sie das sein, so lange wir kein Vaterland besitzen?" rief Alfieri erglühend. „Können sie das sein, so lange der Dichter in seiner Brust den glühenden Haß der Tyrannei verschließen muß, deren Ausströmen in Worten einem tausendfachen Echo in

jedem echten Sohne dieses Bodens begegnen würde; — so lange er den Druck dieses Volkes, die Verworfenheit der Priester die Sittenlosigkeit der Päpste, die Geschichte seines Landes nicht antasten darf, ohne den Kerkern der Inquisition anheimzufallen und seine Werke öffentlich von Henkershand verbrannt zu sehen? — Wer nicht in seiner Zeit lebt, der hat nicht gelebt, Freund Gandellini; darum fühle ich auch, daß ich todt bin. — Ich darf nicht sagen, was ich denke, ich darf die Geißel der Satyre, welche mir die Natur verliehen hat, nicht schwingen, um die dummen, sittenlosen Höfe dieses einst so herrlichen, jetzt so elenden Italiens an den Pranger zu stellen; ich muß schweigen und dieses Schweigen nagt an meinem Herzen, wie ein lebendiger Wurm. Durch die Poesie hoffte ich dem in mir hoch lodernden Feuer einen Ausgang zu verschaffen; allein die halben Worte genügen der mächtigen Empfindung nicht. Selbst auf die Vergangenheit darf ich ja mein Denken und Fühlen der Gegenwart nicht übertragen; denn fände man auch nur den Schein einer Anspielung auf unsere Zeit, auf unsere heimischen Verhältnisse darin, so schrie man gleich Hochverrath! und um meine persönliche Freiheit wäre es geschehen. Wie

also wollen Sie, daß ich ein großer Dichter werde, wenn ich das Große nicht besingen darf?"

„Es giebt noch freie Länder, in die Sie flüchten können."

„Ja, freie Länder giebt es wohl; doch sprechen sie nicht meine Sprache und lesen nicht, was ich besinge! Ein Flüchtiger, verbannt aus meiner Heimath, wär ich dort, nicht ihre Zunge redend, nicht die meinige, irrte arm und verlassen umher, vergessen hier, verachtet dort und alle großen Träume des Ruhmes Ihres Freundes Alfieri deckte endlich ein einsames, von keinem Steine bezeichnetes Grab."

Er legte die Hand über die Augen, welche von heißen Thränen überströmten. Auch Gandellini war bewegt. So gingen sie einige Minuten lang schweigend neben einander fort.

„Das hat mir das Herz leicht gemacht!" sagte Alfieri dann, tief aufathmend. „Ja, Freund, das ist es, was an mir zehrt, dieser ewige Druck, unter dem ich lebe. Kämpfen möchte ich für das Rechte, das Gute, das Wahre, mein Herzblut dafür lassen und sehe mich gezwungen, wenn ich nicht lügen will und auch nicht heucheln, doch zu schweigen!"

„Auch Andere haben das vor Ihnen gewußt — und müssen es noch," warf Gandellini ein. „Möge es Ihnen zum Troste gereichen, daß Sie nicht der einzige Dulder sind."

„Jene Anderen haben sich hinter die Wissenschaften versteckt, welche allein dem Reiche des Gedankens erlaubt sind; ich tauge aber dazu nicht und bin, so wie ich bin, nun doppelt zu beklagen; denn ich muß mein ganzes Leben wie verloren betrachten! Für den armen Alfieri ist in der Welt, so wie sie ist, kein Platz vorhanden."

„So trüber Ansicht wollen wir nicht Raum gestatten," sagte Gandellini gedankenvoll, dem Freunde mit ernster Theilnahme in das Auge blickend. „Die Hoffnung winkt, so lange das Herz schlägt und jeder neue Morgen kann eine erwünschte Veränderung unserer Zustände bringen."

„Da müßte die Gottheit selbst einen Racheengel mit dem Schwerte in der Hand vom höchsten Himmel herabsenden, diesen Augias-Stall verworfener Zustände auszukehren!" rief Alfieri kopfschüttelnd.

„Und wenn das geschähe? Sieht es dazu nicht schlimm genug bei uns aus, um ein solches Wunder

zu rechtfertigen?" sagte Gandellini, zu einem heiterern Tone übergehend.

Indem fuhr der Wagen mit der schönen schwarzäugigen Blondine und dem alten kranken Herrn vorüber. Alfieri zog abermals tief den Hut. „Sie behandeln diese Personen mit großer Aufmerksamkeit," bemerkte sein Freund.

„Er ist ein hohes Haupt, ein König ohne Krone," erwiederte Alfieri mit lächelndem Spotte. „Ein Nachkomme Jacobs von England. Sein Vater lebte unter dem Namen eines Chevalier de St. George in Rom; dieser nennt sich Herzog von Albany. Man begegnet ihm achtungsvoll, aus Mitleid vielmehr, als aus Theilnahme."

„Und die ihn begleitende Signora? — Sie wenigstens hat ihre Krone nicht verloren; denn eine Königin der Herzen ist sie sicher durch ihre Schönheit."

Alfieri erröthete leicht. Lächelnd sagte er dann: „Ich hätte nicht geglaubt, meinen Freund Gandellini so empfänglich für Frauenschönheit zu finden! — Um so gefährlicher könnte dies hier für Sie werden, wo Tugend und Geist den Reiz erhöhen und das Unglück

unser Mitgefühl aufruft. Sie haben die Gemahlin des Prätendenten, wie man ihn hier nennt, gesehen. Er ist dem Trunke ergeben und schauerliche Geschichten sind im Umlauf, wie er in diesem Zustande sich an der schönen Dulderin vergeht."

Drittes Kapitel.

Der Hof von Florenz.

Im Palazzo Pitti wurde ein glänzendes Fest vorbereitet, welches der Großherzog Leopold, ein jüngerer Sohn der Kaiserin Maria Theresia und Statthalter von Toscana, seiner Schwester Maria Amalia, Herzogin von Parma, und seiner Schwägerin Antonetta Ferdinanda, Königin von Sardinien, die zu gleicher Zeit als Gäste an seinem Hofe eingetroffen waren, zu Ehren veranstaltete.

Die herrlichen Räume, welche auch ohne Lichterglanz und exotische Pflanzen das Auge mit Staunen erfüllten, sollten bei dieser Gelegenheit in höchstem Glanze strahlen, denn außer den fürstlichen Frauen wollte Leopold noch der Königin seines Herzens, der schönen Lady Cowper, bei dieser Gelegenheit eine

Ueberraschung bereiten, und gegen seine Gewohnheit beschäftigte er sich daher selbst mit den Vorbereitungen, und scheute die großen damit verbundenen Kosten nicht, welche er als sparsamer Haushalter sonst zu vermeiden suchte.

Seine Gemahlin, Maria Luigia, Infantin von Spanien, war ihm eine höchst getreue, aber auch sehr langweilige Lebensgefährtin.*) Sie hatte ihn mit acht Kindern beschenkt und durch diese die Nachfolge des Hauses Habsburg gesichert, auf das sich durch sie die Einfalt der Mutter vererbte. Sie hatte damit ihre Aufgabe zum großen Nachtheile der Erbstaaten gelöst. Wie sehr gerade ein Fürst bei der Wahl einer Gefährtin auf ihre geistige Begabung Rücksicht nehmen sollte, daran hatte der sonst so weise Leopold nicht gedacht. Während er sich mit den Sorgen der Regierung beschäftigte, tödtete Maria Luigia die Zeit mit spanischer Etikette, spanischen Gebeten, und versank dabei in eine Apathie, deren ein Türke sich gerühmt haben würde. Auf diese Art gelangte sie über das beschwerliche Werk ihrer Existenz auf Erden hinweg, sich stünd-

*) Luigi Bossi.

lich freuend, in der ewigen Seligkeit davon ausruhen zu können.

Leopold war ein sehr intelligenter Fürst. Wenn er nicht, wie sein Bruder Joseph, mit kühner Hand Fäden zerriß und knüpfte, so lag die Ursache darin, daß er die Folgen irgend einer Uebereilung fürchtete, und die äußerste Vorsicht für seine Pflicht hielt.

Mit einem außergewöhnlichen administrativen Talente ausgestattet, richtete er sein ganzes Sinnen und Denken auf die Verbesserung der Staatsverwaltung von Toscana, das unter seinem Vorgänger auf eine unverzeihliche Weise mißhandelt und ausgebeutet worden war.

Er legte Straßen an und trocknete Moräste aus, wie z. B. das Val di Chiana; er machte Länderstrecken urbar und führte eine Polizei ein, deren Wachsamkeit es gelang, Personen und Eigenthum auch in den verrufensten Theilen des Großherzogthums auf eine nicht genug zu bewundernde Weise sicher zu stellen.

Dabei wurde der Inquisition unter ihm ein Ziel gesetzt, er ließ Klöster aufheben, und Niemand durfte sein Geld nach Rom tragen, um von dort einen

Dispens zu holen, weil seine Bischöfe diese gratis zu ertheilen von ihm befugt waren.

Auch das Rechtsverfahren vereinfachte er. Natürlich war es daher, daß er, weil Alles von ihm persönlich ausgehen mußte und auch ausging, weil er, wie alle Fürsten seiner Zeit, l'état c'est moi*) sagte, vor lauter Geschäften kaum zu sich kommen konnte, und Jagden und Bälle und Müßiggehen für ihn unerhörte Dinge waren.

Blieb ihm ein Augenblick der Muße, so widmete er ihn den Wissenschaften. Erheiterung in dem Kreise seiner Gemahlin zu suchen, war nicht möglich, denn ihre Damen ahmten ihr in allen Dingen, folglich auch in der Langenweile ihrer Unterhaltung nach. — Von Allem, was ihn beschäftigte, von allen Plänen, womit sein Ehrgeiz sich trug, womit er seine Zukunft schmückte, verstand sie nichts. Die Wissenschaften, denen er die größte Pflege angedeihen ließ, nannte sie sogar noch gottlos. Die Sterne, zu denen er allnächtlich sein Auge erhob, um in ihrem Laufe sein Geschick zu erspähen, durfte er nicht Welten vor ihr nennen. Sie

*) Ich bin der Staat.

war eine Königin von Gottes Gnaden, welche überhaupt nur ungern mit ihren zarten Füßen diese reiche Erde betrat, auf der es so viel Sünden gab. So betete sie denn am liebsten.

Leopold hatte sich im Laufe der Jahre gewöhnt, nur in der Form mit Maria Luigia zu verkehren, sie zu bestimmten Stunden zu sehen, ihr höflich die Hand zu küssen und sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Damit schien sie denn auch zufrieden gestellt.

Seit Lord Cowper mit seiner schönen Gattin nach Florenz gekommen war, stieg freilich mitunter der Gedanke in der frommen Fürstin auf, der Großherzog ziehe die Unterhaltung einer anderen Frau der ihrigen vor. Langsam erhob sie die schweren Lider und ließ ihr stolzes, kaltes Auge prüfend auf dem Angesichte dieser fremden Dame ruhen, welche die Anmaßung besaß, die Gunst eines Erzherzogs von Oesterreich gewinnen zu wollen, welcher einer Infantin von Spanien vermählt war.

Lady Cowper ertrug diesen kalt verachtenden Blick mit äußerer Gleichgiltigkeit; doch um so lebhafter beklagte sie sich im Geheimen über das Betragen der Großherzogin, welche sie damit aus ihrer Nähe zu

entfernen hoffte. Ihr hoher Verehrer suchte sie zu beruhigen; allein vergebliches Bemühen! Die ihrer Eitelkeit und ihrem Stolze versetzten Wunden bluteten auf's Neue, so oft eine Festlichkeit am Hofe sie in die Nähe ihrer Nebenbuhlerin brachte. Leopold konnte sie vor den ihr bereiteten Zurücksetzungen nicht schützen, er hätte denn alle Rangverhältnisse umstoßen müssen. Dadurch wäre seine Neigung für die schöne Frau ein öffentliches Geheimniß geworden, und Luigia hätte nach einem solchen Schritte ihm Vorwürfe machen können, denen er sich nicht aussetzen wollte.

Um den Zorn der schönen Lady Cowper zu besänftigen, schrieb er also an seinen Bruder, den Kaiser, und bat um einen Titel für deren Gemahl, wodurch dieser seiner Person näher gestellt werde.

Die Antwort darauf war eingelaufen. Er trug in seiner Brusttasche das Diplom, welches den Lord zum Fürsten des deutschen Reiches erhob, und heimliche Freude lachte aus seinen Augen, während er die Befehle zu diesem Feste ertheilte, das scheinbar seinen Schwestern galt, im Grunde aber dazu dienen sollte, die schöne Engländerin im Angesichte des ganzen Hofes mit diesem neuen Titel zu überraschen.

In der Frühe dieses Morgens hatte er ihr einen prachtvollen Schmuck mit der Bitte übersendet, ihn beim Feste zu tragen. Ueberrascht betrachtete sie die herrlichen Steine, die kostbare Fassung. Leopold entschloß sich nicht leicht zu solchen Geschenken, und wenn sie den Grad seiner Neigung nach dem Werthe seiner Gabe maß, so konnte sie mit dem Resultate ganz zufrieden sein.

Ein Kleid von Purpur-Sammet, mit goldenen Spitzen garnirt, lag für den heutigen Tag bereit. Sie versuchte dazu diese grünen von Diamanten umschlossenen Steine, und als sie darauf ihr Bild im Spiegel erblickte, schwand die auf ihrer Stirne lagernde Wolke vor dem Anblicke ihrer strahlenden Schönheit.

Triumphirend bestieg sie den Wagen. Sie wußte, daß Aller Blicke ihr folgen würden, und diesen Sieg ihrer Reize konnte die Großherzogin nicht vernichten, trotz jeder Demüthigung, womit sie sie zu kränken suchen würde.

Leopold begrüßte seine Gäste mit ungewöhnlich heiterer Miene. Man sah es ihm sonst stets an, wie schwer es ihm ward, sich diesen leeren Ceremonien zu leihen, welche dem vielbeschäftigten Fürsten einen Theil

seiner ihm wirklich kostbaren Zeit raubten; heute jedoch schien er jeden andern Gedanken bei Seite gelegt zu haben und nur liebenswürdig sein zu wollen.

Luigia sah ihm mit argwöhnischem Blicke zu. Je mehr er scherzte, je ernster wurde sie. Mit steifer Grandezza bewegte sie ihr mit Schmuck schwer beladenes Haupt, das einen Theil der Schätze beider Indien auf sich trug, und kein Lächeln begleitete die an die Damen ihres Hofes gerichteten Phrasen, welche sich so einförmig wiederholten, wie ihre lateinischen Gebete.

Ihre Königliche Schwester von Sardinien ließ sich viele der anwesenden Damen präsentiren, und auch der neben dieser sitzenden Herzogin von Parma, welche im Vergleich mit den beiden Infantinnen nur ärmlich aussah, machten verschiedene Damen des florentinischen Adels ihr schuldiges Compliment.

Der Großherzog wanderte indessen in dem weiten Saale umher, plauderte bald mit Diesem, bald mit Jenem, während sein Blick über die lange Zimmerreihe hinschweifte, immer erwartend, diejenige eintreten zu sehen, mit welcher er in seinen Gedanken beschäftigt war.

Er lächelte in sich hinein, wenn er sich ihre Ueber-

raschung vorstellte. Um Zeuge davon zu sein, hatte er die Entdeckung bis zu diesem Momente hinausgeschoben und rücksichtsvoll, wie er sonst war, aus den Augen gesetzt, wie peinlich Luigia es empfinden würde, eine Frau, die sie haßte, so unerwartet in ihren Kreis gedrängt zu sehen.

Die Gesandten der verschiedenen Höfe waren bereits eingetroffen, nur der von England fehlte noch. Der päpstliche Nuntius nahte sich jetzt und Leopold trat mit ihm in eine Fensterbrüstung, um sich nach dem Befinden des heiligen Vaters zu erkundigen, dessen Leben nach Aufhebung des Jesuitenordens in beständiger Gefahr schwebte.

Immer mehr füllten sich indessen die Räume, Uniformen, Orden, die goldenen Ketten der Bischöfe, die langen Mäntel der Cardinäle lieferten ein buntes und glänzendes Durcheinander.

Lady Cowper ließ jedoch lange auf sich warten. Um nicht, wie es ihr oft schon in diesen Räumen ergangen, die Rolle einer Verlassenen zu spielen, deren Nähe, nach dem kalten Gruße der Großherzogin, alle ihre Damen mieden, hatte sie eine Freundin gebeten, einen Platz in ihrem Wagen anzunehmen, während

Lord Cowper mit dem englischen Gesandten, Sir Horace Mann, dem noch verschiedene Landsleute sich anschlossen, fuhr. Diese kleine Karawane bedurfte nun noch einiger Zeit, um sich zusammen zu finden und die Ungeduld des Großherzogs hatte schon einen hohen Grad erreicht, als endlich diese verspäteten Gäste erschienen.

Die Lady Cowper zur Seite gehende Dame, war eine Irländerin von Geburt, abstammend von dem berühmten Herzog von Ormond und lebte jetzt, als Wittwe des Generals Orlandini in Florenz.*) Auch sie war eine reizende, viel bewunderte Frau, voll Geist und Liebenswürdigkeit, doch keine blendende Schönheit, gleich ihrer Freundin, ihr Anzug, weniger kostbar auch, ließ sie heute, neben der fürstlich Geschmückten, im Nachtheil erscheinen; demungeachtet blieb manches Auge auch auf ihr haften, nachdem das allgemeine Ach! der Ueberraschung beim Eintritte dieses schönen Paares, verklungen war.

Langsam schritten Beide durch die lange Reihe der Zimmer, von manchem Gruße aufgehalten, bis sie den

*) Dutens.

Saal erreichten, an dessen oberem Ende die fürstlichen Frauen ihre Fauteuils einnahmen. Zagend trat Lady Cowper über dessen Schwelle. Ihre Freundin, durch ihre Abstammung ihr an Rang überlegen, mußte nun ihr vorangehen. Die Oberhofmeisterin bot dieser die Hand und mit schwerem Herzen sah sie den Moment nahen, wo Maria Luigia mit kalt verächtlichem Blicke sie für ihre Schönheit strafen würde. Wie Hülfe suchend, blickte sie umher und gewahrte den Großherzog in einer Fensterbrüstung mit einem Herrn in eifrigem Gespräche. Er sah sie, lächelte, grüßte; allein kein Mitleid sprach aus seinen Mienen. Noch einmal blickte sie verstohlen nach ihm hin. Sein Auge folgte ihr, das sah sie wohl; allein, was half es ihr, daß er sich ihres Schmuckes freuete und sein Geschenk an ihr bewunderte, wenn sie es um den theueren Preis bezahlen mußte, die Letzte damit in diesem Kreise zu sein? Unmuth verdüsterte ihre Miene, als sie darauf weiter vorschritt.

Doch, bevor die Reihe, sich vor der stolzen Infantin zu neigen, noch an sie gekommen war, hatte Leopold sich von dem Gespräche mit dem Nuntius los-

gemacht und der Oberhofmeisterin in den Weg tretend, flüsterte er dieser zu:

„Ich habe Ihnen heute ein großes Versehen in der Etikette aufgebürdet, Excellenz, das Ihre Gewissenhaftigkeit mir, wie ich fürchte, nie verzeihen wird; Sie hätten die Signora Orlandi heute zuletzt aufführen müssen."

„Aber wie so, Kaiserliche Hoheit?" fragte die Dame erstaunt. „Sie wissen, daß sie eine Enkelin des Herzogs von Ormond ist und daß ihr als solcher der Vortritt gebührt."

„Vor Lady Cowper, allerdings. Aber es giebt von heute an keine Lady Cowper mehr, mein Bruder, der Kaiser, hat die Gnade gehabt Lord Cowper in den Fürstenstand zu erheben, Sie werden seiner Gemahlin also, nach der Präsentation, einen Fauteuil im Kreise der fürstlichen Damen anweisen müssen."

„Mein Gott!" rief die Oberhofmeisterin mit kaum verhehltem Entsetzen. „Was werden Ihre Kaiserliche Hoheit zu dieser Ueberraschung sagen!"

„Die Frau Großherzogin wird sich freuen eine so schöne Frau künftig in ihren Kreis ziehen zu können, eben so wie ich mich freue, den Fürsten Cowper mir

näher gestellt zu sehen. Während ich Ihnen jetzt die angenehme Pflicht überlasse, die Damen von dieser Gnade meines Bruders in Kenntniß zu setzen, eile ich dem Oberhofmarschall einen gleich angenehmen Auftrag in Bezug des Lords zu ertheilen."

Er zog sich zurück und die Oberhofmeisterin ging zögernd an die Erfüllung ihres Auftrages. Lady Cowper, durch diesen kleinen Zwischenact, welcher aller Blicke auf sie gelenkt hatte, in die peinlichste Verlegenheit gesetzt, stand da, die Thränen des Unmuthes in den schönen Augen und begriff nicht, was den Großherzog veranlassen konnte, ihr diesen, ohnehin so bittern Moment, noch bitterer zu machen. Noch eine Minute und sie wäre verzweiflungsvoll zurückgetreten. Da kam die Ehrendame, sie mit kaltem, stechendem Blicke messend, an sie heran und sie der Großherzogin vorführend, sagte sie: „Kaiserliche Hoheit, die Prinzessin Cowper bittet um die Gnade Ihnen ihr Compliment machen zu dürfen."

Dieser Titel überraschte Alle; Maria Luigia, welche nie ihre Fassung verlor, konnte kaum die Formel der Begrüßung erwidern, Niemand aber zeigte größeres Erstaunen, als die Betheiligte selbst. Ihre vorhin

glühenden Wangen bedeckte eine Minute lang tödtliche Blässe, sie wankte fast, als sie sich von der tiefen Verbeugung aufrichtete und als die Vorstellung bei den fremden Prinzessinnen vollzogen und ihr ein Fauteuil in diesem Kreise angedeutet ward, kam damit zugleich der Moment, wo ihre Füße ihr den Dienst versagten, sie in die weichen Polster niedersank und, wie betäubt, die Augen schloß.

Eine wohlbekannte Stimme rief sie zu sich.

„Meinen Glückwunsch, Fürstin, zu Ihrer Standeserhöhung, mit der mein kaiserlicher Bruder uns heute auf das Angenehmste überrascht hat," sagte der Großherzog so laut, daß alle Damen des Kreises es vernehmen konnten. „Ich wußte nicht, daß Sie so gut am Wiener Hofe angeschrieben wären, doch Wunder kann es mich nicht nehmen."

Lady Cowper erglühte, während ein dankbarer Blick ihm antwortete; dann sagte sie laut: „Sire, das Glück kommt uns, wie der Sonnenschein, wir wissen nicht von wannen, noch warum. Seine Majestät hätten meinen Gatten nicht höher verpflichten können, als indem sie ihn durch diesen Beweis ausgezeichneten Wohlwollens ehrten."

„Der uns den Vortheil verschafft Sie in unserer Nähe festhalten zu können, während im nächsten Gemache Ihre Landsleute nach Ihrem Anblick seufzen und uns um den Vorzug beneiden," sagte der Großherzog galant.

„Kaiserliche Hoheit beschämen mich," erwiderte die schöne Dame, ihre wundervollen Augen bescheiden senkend. „Wer könnte dort meine Gegenwart vermissen?"

Maria Luigia blickte Dolche auf die schöne Frau und fächelte sich mit ihrem kostbaren Fächer Kühlung zu, so sehr erhitzte sie die Freundlichkeit ihres Gatten gegen die bewunderte Fremde. Die Herzogin von Parma lächelte heimlich über die Eifersucht ihrer Schwägerin, der sie den Verdruß gönnte; denn sie hatte ihr Vorwürfe gemacht über ihre kleinen Herzens-Verhältnisse, womit sie die Langeweile ihres Miniaturhofes erträglicher zu machen suchte. Obgleich sie selbst keineswegs schön, dazu noch etwas corpulent und im Grunde nicht anziehend war, so hatte sie doch erwidert: es finde der Fuchs die für ihn nicht zu erreichenden Trauben gemeinhin sauer, und die seit diesem Gespräche unter ihnen eingerissene Spannung war noch nicht ausgeglichen worden.

Die Königin von Sardinien, wohl bemerkend, um was es sich handelte und auf die Seite ihrer Schwester tretend, schlug sich in das Mittel. Ein Blick ihres Auges sagte dem Großherzog, daß sie mit ihm zu sprechen wünsche und er eilte artig an ihre Seite.

„Es lebt noch eine junge deutsche Fürstin hier in Ihrer Hauptstadt, mon Prince, die ich bei der Cour vermisse," sagte sie. „Bei Ihrem Geschmack an schönen Frauen nimmt mich das Wunder. Hat sich die Gräfin von Albany nicht an Ihrem Hofe vorstellen lassen? Ihre Familie dankt der Gnade des österreichischen Kaiserhauses seit so lange schon ihre Existenz, daß ich doch glauben sollte, die Erkenntlichkeit müßte sie treiben, an Ihren Empfangstagen der Großherzogin ihr Compliment zu machen."

„Die reizende Frau wäre allerdings ein Schmuck unseres Hofes, wenn wir sie, als Gemahlin des letzten Stuarts, aus Rücksicht auf England, empfangen dürften," erwiderte Leopold, ohne die heimliche Bitterkeit in den Worten seiner Schwägerin zu ahnden. „Wir müssen den Prätendenten ignoriren. Wie leid mir das noch im Besonderen thut, können Sie beurtheilen, Majestät, wenn Sie meine Vorliebe für Jugend und Schönheit

erst in ihrem ganzen Umfange kennen gelernt haben werden."

„Ersparen Sie sich die Mühe, mir solche Proben Ihres Geschmackes zu geben, Sire, die ich so wenig zu würdigen weiß," sagte sie mit stolzer Hebung ihres Hauptes." In meinem Vaterlande lehrte man mich nur den Werth alter Namen in Anschlag zu bringen und die Personen an unserm Hofe aus den entsprechenden Geschlechtern zu wählen. Wie und was sie sonst noch waren, galt uns gleichviel und diese löbliche Gewohnheit habe ich zum Glück am Hofe von Sardinien wiedergefunden."

„In unserm Hause ist das Umgekehrte der Fall; was die Natur verliehen hat, ist uns Hauptbedingung, weil unsere ganze Macht nicht hinreichen würde, ihre Gaben zu ergänzen, während ein Titel leicht ersetzt ist," erwiderte Leopold lächelnd, mit einem Blick auf die neue Prinzessin. „Wozu wäre man sonst Kaiser, wenn man hier nicht die Ungerechtigkeit des Schicksals gut machen dürfte."

„Das sind seltsame Ansichten über die Prärogative Ihres Standes, mon Prince, die, Sie gestatten es mir, ich wie einen Scherz von Ihrer Seite auffasse."

„Ganz wie Ihre Majestät befehlen," sagte der Großherzog und trat mit einer lächelnden Verbeugung zurück.

Auch die Königin von Sardinien fächelte sich jetzt Kühlung zu.

Die Herzogin von Parma begann ihre einsame Größe nachgerade langweilig zu finden. Sie hatte unter den fremden Herren einige sehr schöne Männer gesehen, mit denen sie sich zu unterhalten wünschte und forderte die Oberhofmeisterin auf, ihr diese vorzustellen. Sie war nicht nach Toscana gekommen, um sich zu langweilen. Die ehrwürdige Marchese erbleichte bei dieser Zumuthung und warf einen Blick des Schreckens zu ihrer Gebieterin hinüber, welche in ihrer starren Grandezza sich noch immer eifrig Kühlung wedelte. Dann stammelte sie etwas von den Sitten dieses Hofes, und der einmal eingeführten Etikette; die lustige Amalia von Parma fiel ihr in die Rede: „So machen Sie zu Gunsten eines Gastes diese Ausnahme, Marchesa, — denn wir Töchter der Kaiserin Maria Theresia sind nicht erzogen uns das zu versagen, was uns Vergnügen macht und ich bin

nicht zu meinem Bruder hergekommen, um es hier zu lernen."

„Wenn Königliche Hoheit befehlen, werde ich mir sogleich neue Instructionen für diesen exceptionellen Fall erbitten," stammelte sie bestürzt.

„Thun Sie das; aber holen Sie sie bei meinem Bruder ein," sagte die Herzogin lachend. „Indessen will ich mich bei der neugebackenen Fürstin erkundigen, welches die liebenswürdigsten Cavaliere der Gesellschaft sind. Sie wird es wissen."

Ihre Hofdame mußte die schöne Lady Cowper an ihre Seite bescheiden. Der Großherzog, von der Oberhofmeisterin herbeigeholt, traf sie in heiterem Gespräche mit seiner Schwester. Verwundert überschaute er die Gruppe. Die beiden Spanierinnen hielten ihre Fächer weit ausgebreitet nach der Seite hin vor ihre ernsten Gesichter, wo beide Damen saßen, um nicht mit anzusehen, wie die Schwester aus Parma so heiter plaudernd mit dieser Fremden verkehrte. Ihre Damen waren dem hohen Beispiele gefolgt und hatten ebenfalls nöthig gefunden, sich nach der Seite hin Kühlung zuzuwedeln. Diese ganze Wand von kostbaren Evantails aller Farben und Größen, hinter denen sich das legi-

time Entsetzen verbarg, gleich dem Vogel Strauß, wenn er den Kopf unter die Flügel steckt dem Verfolger unsichtbar zu werden, und bot eine Gruppe für einen Maler.

Ein Lächeln überflog die Züge des Großherzogs und blieb in seinen Augenwinkeln haften, während er sich zu seiner Schwester von Parma neigte, sie ersuchend, sich an seinem Hof, wie zu Hause zu fühlen und sich vorstellen zu lassen, wen sie kennen zu lernen wünsche, doch mit dem Vorbehalt, durch ihre Liebenswürdigkeit ihm nicht die schönsten Ritter zu entführen. — Sie verstand den geheimen Sinn dieser Aeußerung und gab ihm einen schmollenden Blick dafür zurück; dann siegte jedoch ihre gute Laune und herzlich lachend, versicherte sie ihm, sie würde in allen Stücken seinem Beispiele zu folgen suchen. „Vor allen Dingen wünsche ich daher die anwesenden Landsleute der Prinzessin Cowper kennen zu lernen," setzte sie hinzu.

Ein dienstthuender Kammerherr übernahm die Präsentation und der Großherzog belustigte sich mitanzusehen, wie die blonden Söhne Albion's sich vor seiner Schwester von Parma verbeugten, bis schließlich

ein ganz unbekanntes Individuum so lange und so unbefangen mit ihr plauderte, daß er aus der Ferne ihr lächelnd drohte; allein schon gab Luigia das Zeichen zum Aufbruch.

Viertes Kapitel.

Das Mittagsessen beim Prätendenten.

Einer besetzten Tafel fehlt es selten an Gästen. Der Reichthum hat seine Parasiten, wie der Rang, die Stellung und ein alter Name; denn die Eitelkeit der Menschen nährt sich von gar verschiedenen Dingen.

Niemand konnte die Gesellschaft des Prätendenten seiner Persönlichkeit wegen suchen; denn die steifste Etikette umgab ihn mit einem oft lächerlichen Ceremoniell, dem Gaste war nicht ein Mal erlaubt an seiner Tafel zu trinken, bevor er selbst Durst empfunden hatte und die düstere Miene des in sich versunkenen Wirthes bannte jedes heitere Gespräch.

Dennoch ließ jeder Fremde sich ihm vorstellen, nur um sagen zu können, daß er den letzten Stuart gesehen.

Die schöne junge Gemahlin versuchte es vergeblich den Kreis zu beleben. Erlahmend wirkte die Gegenwart des Gatten. Sie war jung, gesund und außerordentlich heiter, um so schwerer lastete daher der Druck dieser häuslichen Verhältnisse auf ihr.

Nur ihre hohe Bildung, ihre Beschäftigung mit Büchern und den eigenen Gedanken, verliehen ihr die Kraft, das Unabänderliche zu tragen, mit dem Vorsatze sich nicht davon zu Boden drücken zu lassen. Sie hatte ihre Lage selbst gewählt und mußte nun auch die damit verbundenen Uebel hinnehmen.

Auch in Florenz nahm sie an dem geselligen Leben der Stadt keinen Antheil und wiederum bestand ihre Gesellschaft, wie auch in Rom, nur aus solchen Neugierigen, welche der Zufall nach Italien führte. Das verhinderte sie dauernde Freundschaftsverhältnisse zu knüpfen, welche doch allein der verlassenen Frau Ersatz bieten konnten für das, was sie an der Seite ihres Gatten entbehrte.

Ihre Lage war kein Geheimniß für die Welt. Ihr stolzes Herz mußte manchen Blick des Mitleids ertragen. Sie, die eine Königskrone zu erfassen gemeint hatte, war als Frau einer so unwürdigen Be-

handlung ausgesetzt, die der Geringsten ihres Geschlechtes zur Schande gereicht haben würde.

Da die englische Regierung den Prätendenten nicht aus den Augen ließ, so wagten seine Landsleute nie in irgend eine Beziehung zu ihm zu treten. Nur die Signora Orlandini hatte, als Irländerin und Wittwe eines Ausländers, das britische Ministerium nicht zu scheuen und darum, in aufrichtiger Liebe und Anhänglichkeit, Karl Eduard gleich nach seiner Ankunft aufgesucht. Bald jedoch war er es nicht mehr, der sie nach dem Palaste Guadagni zog, sondern seine Gemahlin. Ihretwegen schmeichelte sie ihm noch mit ihrer Theilnahme an seinen Lebensereignissen und ließ sich von ihm die Schlacht von Culloden erzählen; denn seine nähere Bekanntschaft hatte ihr günstiges Vorurtheil für ihren legitimen König, dessen Religion sie theilte, vernichtet. Die Gräfin Louise aber war ihr täglich lieber geworden und ihr trauriges Loos erweckte ihre innigste Theilnahme.

Die Sitten Italiens gestatten jeder Dame einen Cavalier, der sie überall hin begleitet; ja es ist dies sogar ein unerläßliches Erforderniß des guten Tones. Signora Orlandini hatte von diesem Vorrechte nun

gleichfalls Gebrauch zu machen versucht. Monsieur Gehegan, ein junger irischer Offizier von seltener Schönheit, guter Familie, aber wenigem Vermögen, war der reizenden Wittwe diensttfhuender Kammerherr geworden. Wie das Gerücht verlauten ließ, hatte sie schon die glänzendsten Partieen aus Liebe zu ihm ausgeschlagen, während er, durch Familienverhältnisse gebunden, ihr seine Hand nicht bieten durfte.

Die Welt kannte seine Gründe und deren Zulänglichkeit. Das genügte, um keinen Anstoß an diesem Verhältniß zu nehmen, das allerdings einer Neigung des Herzens entsprang und nicht nur auf bloßen Dienstleistungen beruhte, daher gern eine festere Beziehung gesucht hätte.

Sie hatte ihren schönen Freund auch bei dem Prätendenten eingeführt und ihm in diesem einen geduldigen Hörer gegeben, während sie mit dessen Gemahlin plauderte. Am Morgen nach jenem Feste im Palazzo Pitti saß die Signora Orlandi jedoch ohne Herrn Gehegan am Frühstückstische bei Karl Eduard und berichtete ihm die Vorgänge des verflossenen Tages. Da der Prinz von allen Höfen ausgeschlossen war, so interessirten ihn Hoffeste nur um so mehr und mit

lebhaftem Interesse fragte er nach den kleinsten Vorgängen.

Signora Orlandini trug ihm die Scene, wo die Großherzogin ihren Verdruß über die Prinzessin Cowper hinter ihren großen Fächer versteckt hatte, auf eine höchst komische Weise vor, so daß sie selbst die trübe Miene des Prätendenten zum Lachen damit reizte. Minder scherzhaft schilderte sie freilich die Vorstellung ihres Freundes Gehegan bei der Herzogin von Parma; ja, als sie diesem Berichte noch den Nachsatz beifügte, die hohe Dame habe den jungen Mann diesen Morgen schon durch Uebersendung eines prachtvollen Blumenstraußes überrascht, in dessen Mitte er eine kostbare Busennadel gefunden, wollte sich sogar eine Wolke auf ihrer schönen Stirne lagern.

„Er ist also auf das Schloß geeilt, seinen Dank zu entrichten," bemerkte der Prätendent hierauf. „Das nenne ich kommen, sehen, siegen."

„Von Sieg kann hier wohl kaum die Rede sein," versetzte Signora Orlandini empfindlich. „Die Höflichkeit erforderte es, der Herzogin hierauf einen Besuch zu machen. Männer sind freilich schwach in dem Punkte. Es schmeichelt ihrer Eitelkeit, sich auf diese

Weise ausgezeichnet zu sehen, während ich eine Beleidigung darin finde. Diese hochgestellten Damen glauben sich alles erlauben zu können."

„Sagten Sie Gehegan, daß es Ihnen unangenehm sei, wenn er zu der Herzogin ginge?" fragte die Gräfin von Albany theilnehmend.

„Das darf man nie, ma chère amie, wenn man die Männer festhalten will; denn schon die scheinbare Fessel, schon der Gedanke, ihr Wille werde durch eine Frau gehemmt, geleitet, bestimmt, läßt sie eigensinnig das erwählen, was ihre bessere Einsicht sonst verwerfen würde. Ich werde leicht einen Stellvertreter finden."

„Als Cavaliere, ja, aber nicht als Freund Ihres Herzens," sagte die Gräfin Albany ungläubig.

„Schadet nicht; er wird wenigstens sehen, daß ich ihn der Form nach sehr gut ersetzen kann, wenn er dabei beharren sollte, dieser corpulenten Herzogin den Hof machen zu wollen."

„Und wer wird Ihnen seine Stelle vertreten, wenn man das fragen darf?" sagte die Gräfin Albany lächelnd.

„Der Graf Alfieri!"

„Der?“ rief die Gräfin überrascht.

„Keine üble Wahl, um Gehegan eifersüchtig zu machen,“ fiel Karl Eduard ein.

„Ich werde heute noch mit dem neuen Ritter öffentlich erscheinen,“ sagte Elisabeth Orlandini erregt. „Ich habe den Grafen schon bitten lassen Gehegan's Stelle zu vertreten und, da er mit diesem befreundet ist, so kann er es nicht abschlagen. Sie müssen mir gestatten ihn dann Ihrer Majestät sogleich vorstellen zu dürfen.“

„So speisen Sie doch Beide mit uns,“ sagte Karl Eduard. „Wenn Gehegan von seiner Herzogin zurückkehrt und erfährt, mit wem sie zu uns gegangen sind, so wird ihn das ganz toll machen. Eine kleine Comödie der Art erheitert mich. Machen Sie uns das Vergnügen!“

Die Gräfin Albany hatte den Kopf dem Fenster zugewandt und war scheinbar bei dem Vorgange unbetheiligt geblieben. Als sie ihn jetzt zurückbog, waren ihre zarten Wangen mit Incarnat bedeckt und um ihren Mund spielte ein anmuthiges Lächeln, daß wie Freude aussah.

Sie hatte es wieder erfahren, daß der ritterliche

junge Graf Alfieri, — dessen ganzes Wesen von einer Kraft und Männlichkeit zeugte, die sie, an einen schlaffen, gebrechlichen Gatten gekettet, den sie stützen mußte, statt auf ihn sich lehnen zu dürfen, jetzt doppelt bewunderte, — es abgelehnt in dem Palaste Guadagni eingeführt zu werden und sie konnte sich nicht entblöden, zu vermuthen, der Widerwille gegen den Prinzen habe diese Weigerung hervorgerufen. Daß er sie entgelten ließ, was ihr Gatte verschuldet hatte, schien ihr eine Ungerechtigkeit zu sein und ihr Blick nahm seitdem, wenn sie ihm begegnete, einen Ausdruck des Vorwurfs an, der ihren Zügen eine rührende Milde verlieh. Alfieri wurde von der sanften Trauer in ihren Mienen auf das Tiefste bewegt, ohne jedoch zu ahnen, daß auch er seinen Theil an dieser Trauer hatte.

Die wenigen Tage, welche sein Freund Francesco Gori Gandellini bei ihm zubrachte, waren im Umsehen für ihn dahin geschwunden. Heute hatte er ihn noch eine Strecke Weges geleitet und war dann mit betrübter Seele von ihm geschieden. Er hatte sich wenigstens das Herz, während dieses kurzen Beisammenseins, leicht gesprochen; der Schmerz um sein verlorenes

Leben, die Sehnsucht nach Liebe, der Zorn über die Lüge der Welt, die Klage über den Mangel eines großen Vaterlandes, dem er mit Wort und That als Dichter und als Mensch sich widmen dürfe, hatte, wie immer, ein Echo in der Seele des Freundes gefunden, der einst die gleichen Empfindungen gehegt und sie unter manchem Kampfe in sich zu Grabe getragen.

Das Herz noch weich von dem Abschiede, die Stirne hell von dem kräftigen Zuspruche Gori's und dem geleisteten Versprechen, muthig seine Dichterlaufbahn weiter wandeln zu wollen, kehrte er in seine Wohnung zurück und fand hier ein Billet der Signora Orlandini vor. Ihre Aufforderung zu ihr zu eilen, kam ihm höchst unwillkommen, doch ihr eine ablehnende Antwort zu senden, verbot ihm die Galanterie jener Zeit. So kleidete er sich denn um und ging in ihre Wohnung hinüber.

Die reizende Frau gestand ihm hier ohne Hehl, warum sie heute seiner Dienste bedürfe. Alfieri lächelte. Als pis-aller zu dienen, war nicht schmeichelhaft, die Rolle würde ihn zu einer andern Zeit gereizt haben, Gehegan nun wirklich aus dem Felde zu schlagen; doch in diesem Augenblicke war sein Sinn

so ganz von dem Gedanken seines künftigen Ruhmes erfüllt, daß er nur den einen Wunsch hegte, wenigstens nicht lange diese Rolle des Stellvertreters spielen zu müssen.

Daß Signora Orlandini ihn mit sich zugleich auf heute beim Prätendenten versagt hatte, gestand sie ihm erst später ein, als sie gemeinsam nach dem Cascine fuhren. Sein Herz pochte laut, als er dies vernahm und sein Auge zu den Wolken erhebend, fragte er sich heimlich: ob denn die Schicksalsgötter der Alten noch immer willenlos den Sterblichen blind an den Rand des Abgrundes geleiteten, den er zu fliehen so ernstlich sich bemüht? — Seinen tiefen Seufzer mißverstehend, fügte Signora Orlandini hinzu: „Sie wird Ihnen gefallen, wenn Sie sie näher kennen lernen, denn die Gräfin Albany ist nicht nur schön, sondern auch geistvoll und besitzt Kenntnisse, wie Sie sie vielleicht oder vielmehr ganz gewiß, noch bei keiner Frau angetroffen haben?"

„Kennen Sie denn meine Beziehungen zu Ihrem Geschlechte so genau?" fragte Alfieri, sie mit seinem sarcastischen Lächeln fragend ansehend.

„Das nicht; aber ich kenne die Frauen und ich

weiß, daß Louise von Albany Ihnen unendlich gefallen wird. Sie passen Beide ganz ausgesucht für einander und es ist schade, daß sie sich nicht lange schon gekannt haben."

„Vielleicht wäre es dann besser noch gewesen uns nie kennen zu lernen," sagte Alfieri sehr ernst.

„Warum?" fragte seine Nachbarin verwundert.

„Der Mensch versuche die Götter nicht!" rief er bedeutsam.

„Sie sind ein seltsamer Mann!" sagte sie kopfschüttelnd.

Sie waren damit vor dem Palazzo Guadagni angelangt. Zögernd stieg Alfieri die Stufen hinauf. Soll ich, oder soll ich nicht, diese innere Frage hemmte gleichsam noch seine Schritte. Dennoch ging er weiter. Unwiderstehlich war bereits schon sein Verlangen die anziehende Frau, welche er so lange vermieden, jetzt, wo er gegen seinen Willen zu ihr geführt ward, in ihrem eigenen Hause zu sehen und in diese schönen sanften, dunkeln Augen, ihr gegenüber sitzend, sich versenken zu dürfen.

Die Gräfin Albany senkte den Blick, indem sie den angekündigten Gast willkommen hieß. Es verdroß sie,

daß er nicht aus eigenem Antrieb zu ihr gekommen war und dennoch freute es sie, ihn nun endlich dennoch bei sich zu sehen, sei es auch nur Dank dieses für sie wenig schmeichelhaften Umstandes. Der Prätendent sprach mit dem Gaste von England und kam bald auf sein Lieblingsthema, die Schlacht von Culloden zurück. Alfieri hörte ihm zu, blickte dabei aber von Zeit zu Zeit zu ihr hinüber. So schön, wie heute, hatte er sie noch nie gesehen! — Der schwarze Sammet ihres Kleides hob den Schnee ihres Teints, ihr reiches blondes Haar ließ die Stirne frei, während es in dicken Locken auf den Nacken herabfiel und der Mund lächelte mitunter so lieblich, als ob das Glück die Grübchen der Wangen vertiefe.

Nach dem Mahle in den Salon zurückgekehrt, schloß der Prätendent die Augen und wurde schweigsam, die Gäste entfernten sich und nur Signora Orlandini blieb noch zurück. Alfieri konnte ohne diese nicht aufbrechen. Er nahm ein auf dem Tische liegendes aufgeschlagenes Buch in die Hand und las den Titel, eine Versuchung, der er nie zu widerstehen vermochte. Es war der Plutarch. Hatte sie darin gelesen? — Sein Auge richtete eine stumme Frage zu ihr hinüber, während

er das Buch wieder an seinen Platz legte, und das ihrige antwortete ihm mit Ja.

„Sie wundern sich vielleicht, daß ich an einer solchen Lectüre Gefallen finde," nahm sie das Wort; „Sie mögen sie unpassend nennen; doch bietet sich meiner Seele darin eine Arzenei, die sie kräftigt und stählt und mich lehrt, meine persönlichen Erlebnisse nach dem großen Maßstabe der Geschichte zu beurtheilen, die in starken Umrissen malt. Wir Alle müssen mitgehen, der mächtige Strom entführt uns. Das Steuer seines Lebens mit eigener Hand fassen, können Wenige. Das lehrt bescheiden werden. Sein Schiff sicher in den Hafen zu führen, gelingt nicht Jedermann und wenn es strandet, so stellt man schwer aus dessen Trümmern ein neues Fahrzeug her. Wie sehr ist daher derjenige bevorzugt, welcher wie Sie, Graf Alfieri, alle Bedingungen zu seinem Glücke in sich trägt und, was wir Uebrigen leiden, in glühende Worte kleiden kann. Beneiden möchte ich Sie um diesen Vorzug! Eine solche Gabe hätte mich mit jedem Geschicke versöhnen können."

Er sah sie auf diese Worte erst gerührt, dann freudig an; in seinen Augen blitzte es auf, wie wenn

ein Jubelton seines Herzens durch diesen Funken sich befreien wolle; dann sagte er, den tiefen, metallreichen Klang seiner Stimme zu ihrer vollen Höhe erhebend: „Gräfin! Beseligend klingen diese Worte aus Ihrem Munde! Der Dichter vermag nur mit dem Herzen zu schreiben und das meinige schlug so matt unter dem Drucke der Verhältnisse, die es von der Heimath und den Freunden trennen, daß es nach Theilnahme seufzte, wie die Blume nach der Sonne Licht verlangt. Ganz unerwartet kommt mir nun von Ihnen Beifall, Ermuthigung, Verständniß meines innersten Wesens und in wenigen Worten haben Sie mir damit eine Welt erschlossen, — eine Welt nie geahnten, nie gehofften Glückes."

Die Gräfin erröthete. Ihre dunkeln Augen zu ihm erhebend, erwiederte sie: „Wenn meine Theilnahme an des Dichters göttlichem Schaffen Werth für ihn hat, so lohnt er sie mir vielleicht, indem er mich der Mittheilung würdig findet."

„Wenn Sie die Muse sein wollen, unter deren Einfluß ich das bis dahin Unvollkommene, einer neuen Sichtung unterwerfen darf, dann werde ich nicht mehr vor den großen Namen unseres Dante, Tasso und

Petrarka zu erröthen haben, dann — bin ich meines Dichterruhmes halb gewiß!" rief er begeistert mit den Flammen der Freude auf seinem Angesichte aus.

Die Unterhaltung war damit abgebrochen. Beide schwiegen und sahen vor sich hin. Es war ihnen zu Muthe, als ob sie etwas recht Großes erlebt hätten und keine Worte finden könnten, das, was sie bewegte, auszudrücken. Elisabeth Orlandini trieb jetzt zum Aufbruche. Alfieri begleitete sie noch bis an die Thüre ihrer Wohnung. Als diese sich hinter ihr geschlossen hatte, athmete er erleichtert auf und eilte darauf mit raschen Schritten von dannen, bis er eine einsame Stelle am Ufer des Arno erreichte, wo er sich auf einen Stein setzte, sein Angesicht mit beiden Händen bedeckte und laut schluchzte. Nur die Sterne sahen ihm dabei zu.

Der Abendwind kam mit kühlem Hauche von den mit Schnee gekrönten Häuptern der Berge, streifte mit kosendem Spiele die Wasserfläche des Arno und strich über des Einsamen Haupt; die ganze Natur redete ihre stille, geheimnißvolle Sprache, welche nur der Dichter zu enträthseln versteht; doch Alfieri's Ohr war den Tönen jetzt verschlossen. Wonne, unaussprechliche

Wonne erfüllte seine Brust! Eine nie geahnte, nie gehoffte Seligkeit hatte sich seiner bemächtigt und preßte ihm heiße Thränen aus. Sein ganzes Wesen durchglühte eine neue Wärme, er war zu einem anderen Menschen geworden, seit er mit seiner Seele in unaussprechlicher Liebe ein Wesen erfaßte, dem er sich hingeben konnte und durfte, ohne dadurch sein Ziel als Mann aus den Augen verlieren zu müssen.

So namenlos war sein Glück, daß er lange nach Fassung in sich rang. Als endlich der Sturm in ihm sich legte und er den dankenden Blick emporzuheben begann, zog eben die Scheibe des Mondes mit falbem Lichte herauf, und umleuchtete mit magischem Scheine die Gestalt des beseligten Dichters. Sie besingen, das war nun sein erster Gedanke.

„Negri, vivaci, in dolce fuoco ardenti,“ begann er, dem Strome seiner Gefühle folgend, die erste Zeile zu einem seiner unsterblichen Sonnette; da tauchte plötzlich aus den Schatten der Nacht eine Gestalt vor ihm auf und indem ein Strahl von oben hell auf deren Angesicht fiel, erkannte er den Pater Piacente.

„Sie hier?“ rief er ihn an, verwundert und zugleich erzürnt über die ihm unwillkommene Störung.

„Ich bin Ihnen schon seit mehreren Tagen gefolgt,“ gab dieser mit heiserer Stimme zurück, „ohne Sie einen Augenblick ohne Zeuge treffen zu können.“

„Und was ist Ihr Wunsch an mich? Wollen Sie etwa Ihr Priestergewand, zu dessen unfreiwilligem Besitzer Sie mich damals machten, jetzt von mir zurückfordern?“

Der Priester überhörte scheinbar den Spott im Tone dieser Erwiederung. Scheu um sich blickend, sagte er mit Hast:

„Die Zeit drängt; ich schulde Ihnen mein Leben, Graf Alfieri, und ich komme diese Schuld an Sie abzutragen. Hier, nehmen Sie diesen Brief und prüfen Sie dessen Inhalt!“ Er zog mit diesen Worten zugleich ein Papier aus seinem schwarzen Gewande, das er dem Grafen überreichte; bevor dieser aber Zeit zu einer weitern Frage gefunden hatte, war die Gestalt vor ihm, als wäre sie in den Boden gesunken, seinen Augen entrückt.

Fünftes Kapitel.

Die Launen der Verliebten.

Der junge Irländer hatte nicht geglaubt, daß die Dame seines Herzens sich durch seinen Besuch im Schlosse so tief gekränkt fühlen würde, um seine Stelle nun gleich ersetzen zu wollen. Mit dem leichten Sinne seines Volkes nahm er den Beifall der hohen Frau hin, wie eine angenehme Abwechselung und grollte seiner Elisabeth, daß sie ihm diesen kleinen Triumph seiner Eitelkeit nicht gönnte, ohne sich sogleich dafür zu rächen. Er wollte zu ihr gehen und ihr Vorwürfe darüber machen, fand aber ihre Thüre für ihn verschlossen.

Er brachte darauf eine unruhige Nacht zu. Von ihren Dienern hatte er in Erfahrung gebracht, sie sei

in Begleitung Alfieri's ausgegangen; es schien ihm also das Beste zu sein, zuerst zu diesem zu eilen und sich dessen Dienste bei der Dame seines Herzens zu verbitten.

Gleich am Morgen war dies nun sein erster Gang. Er fand den Dichter an seinem Schreibtische und wohl wissend, wie unwillkommen diesem dann Störungen zu sein pflegten, bat er verlegen um Entschuldigung, das Dringende der Angelegenheit vorschiebend.

„Bitte!" sagte Alfieri, ihm einen Sitz anbietend. „Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung. Welcher Art der Dienst auch sei, den Ihnen zu leisten Sie mir gestatten wollen, hier meine Hand im Voraus auf die Gewährung."

Gehegan erröthete. Es schien ihm jetzt mit einem Male, als ob die ganze Sache keiner so feierlichen Einkleidung bedurft hätte und er besann sich, was er nun eigentlich vorbringen sollte.

„Also — wenn ich bitten darf?" sagte Alfieri noch ein Mal.

„Sie waren so gütig, gestern meine Stelle zu vertreten?" begann nun Gehegan zögernd.

Alfieri antwortete durch eine bejahende Neigung des Hauptes.

„Ich wollte Sie ersuchen, sich nicht mehr zu bemühen.“

„Aber wie so? War es denn nicht Ihr eigener Wunsch?“ fragte Alfieri verwundert.

„Keineswegs!“

„Ich erstaune! Aber Sie fanden sich doch verhindert mit der Signora auszugehen?“

„Allerdings!“ erwiederte Gehegan, sein lockiges braunes Haar aus der Stirne streichend und tief aufathmend.

„Nun denn! Was konnte Ihnen also lieber sein, als daß ich indessen für Sie eintrat und gern habe ich Ihnen diesen Dienst erwiesen, obwohl — es besser gewesen wäre, wenn man ihn nicht von mir gefordert hätte.“

Gehegan mißverstand diese Aeußerung. Er glaubte, Alfieri habe die reizende Wittwe gefährlich für sich gefunden und eine entsetzliche Angst vor solchem Nebenbuhler erwachte in ihm. Er sprang auf und lief erhitzt im Zimmer auf und ab.

„Die Frauen! Die Frauen!“ rief er zähneknirschend.

„Keine Minute kann man sie allein lassen, oder ein Unglück ist geschehen."

„Was ist Ihnen? Was bewegt Sie?" fragte Alfieri verwundert.

Gehegan blieb, plötzlich entschlossen, vor ihm stehen, legte beide Hände auf seine Schultern und sah ihm tief in die Augen.

„Sie sind ein ehrlicher Mensch!" sagte er dann mit Ueberzeugung. „Gestehen Sie mir aufrichtig. Lieben Sie sie schon?"

„Welche Frage!" rief Alfieri unmuthig. „Wer darf auf diese Art in mein Inneres blicken wollen?"

„Sein Sie barmherzig!" fuhr Gehegan, ohne sich beirren zu lassen fort. „Ich kann Alles eher ertragen, als den Zweifel. Schlägt Ihr Herz für meine Elisabeth, so werden Sie das ihrige zu gewinnen wissen und ich bin ein verlorener Mann. Ich jage mir dann sofort eine Kugel durch den Kopf und endige meine unnütze Qual."

„Ihre Elisabeth? Ich? Ich sollte die lieben?" fragte Alfieri verwundert. „Wie sollte ich denn dazu kommen?"

„So lieben Sie sie nicht?"

„Nein, durchaus nicht.“

„Himmlischer Mensch!“ rief Gehegan, ihn begeistert an seine Brust drückend und tanzte dann vor Vergnügen im Zimmer umher. „Sie machen mich zum Glücklichsten aller Sterblichen. Sie haben mir eine Beruhigung gegeben, eine Beruhigung! —“

„Und war dies die ganze Ursache Ihres Besuches?“

„Natürlich ja! Sie waren ihr Begleiter gewesen, mir verschloß sie ihre Thüre, wie sollte ich anders glauben, als daß sie treulos an mir zu werden beabsichtige!“

„Gott! Gott! Ueber diesen Unsinn der Verliebten!“ rief Alfieri lachend. „Sie machen sie eifersüchtig und beklagen sich dann über ihre Treulosigkeit. Wenn Sie sich einer anderen Dame widmen, so muß sie einen Stellvertreter suchen. Das versteht sich doch wohl von selbst!“

„Aber ich bitte Sie, theurer Graf, diese wenigen Tage wird sie doch warten können? Den kleinen Scherz mit der Herzogin kann sie doch, aus thörichter Eifersucht, mir nicht verderben wollen?“

„Aber ich bitte Sie, theurer Herr Gehegan, warum soll sie sich indessen nicht auch ein kleines Vergnügen

gönnen? Warum fordern Sie Nachsicht, ohne geneigt zu sein, auch ihr eine solche zu bewilligen!"

„Ich sehe wohl ein, daß man Ihnen den wahren Stand der Sache nicht begreiflich machen kann, weil Sie die Partei der Dame nehmen wollen," sagte Gehegan niedergeschlagen.

„Da irren Sie, Freund! Im Gegentheil! Ich bin bereit, auf Ihre Seite zu treten, nur müssen Sie das Vernünftige wollen. Sie setzen mich selbst ja in Verlegenheit durch Ihre Handlungsweise. Ich kann es der Signora nicht abschlagen, sie zu begleiten, sobald Sie nicht auf Ihrem Posten sind und dieser Dienst ist, in diesem Augenblicke, mir höchst peinlich. Schon hat meine Gefälligkeit die nachtheiligsten Folgen für mich gehabt. Ich kann Ihnen das jetzt nicht näher erklären; doch genug, Sie werden mich wahrhaft verbinden, wenn Sie die Signora Orlandini vermögen, mich nicht wieder zu Ihrem Stellvertreter zu begehren."

„Sie will mich ja aber nicht vor sich lassen?"

„Sie wird sich schon besänftigen, wenn sie sieht, daß Sie ernstlich besorgt sind, sie zu verlieren."

„Ich will es versuchen; allein — zu der Herzogin muß ich heute dennoch gehen."

„Aber ich bitte Sie, Freund, was zieht Sie denn eigentlich dahin?"

Das weiß ich selbst nicht zu sagen; allein ihrer freundlichen Einladung zu widerstehen, ist mir ganz unmöglich!"

„Seltsam! Und doch lieben Sie sie nicht," sagte Alfieri kopfschüttelnd.

„Behüte!"

„Ich kenne wohl der Leidenschaft furchtbare Macht und weiß, wie unmöglich es ist, ihrem Einflusse durch einen selbstgefaßten Entschluß sich zu entziehen; doch, eine Frau, die ich liebe, kränken, das kenne ich nicht, sie, um einer anderen willen, die meiner Eitelkeit schmeichelt, verlassen, das ist mir unbegreiflich. Ich verstehe Sie also durchaus nicht, mein lieber Gehegan und kann Ihnen darum auch eigentlich gar nicht rathen. Was ich aber herzlich wünsche, ist: daß Sie sich mit Ihrer Dame baldmöglichst über diese Angelegenheit zu verständigen suchen und ihre treue Liebe und erprobte Anhänglichkeit nicht ferner auf diese Art kränken. Ist es wirklich nur eine Laune, ein Scherz, der Sie nach dem Schlosse zieht, so wird Signora Orlandini

Sie mit ihrer Einwilligung zu der Herzogin gehen lassen; am besten also, Sie vertrauen ihr sich an."

„Ja, das will ich thun; ganz gewiß, das will ich!" rief der junge Mann, von diesem Gedanken neu belebt. „Sie soll sich überzeugen, daß ich sie, um dieses kleinen Abenteuers halber, nicht weniger liebe, sie soll meine Vertraute sein und mir den Besuch gestatten. Addio, mein theurer Conte. Wenn Alles nach Wunsch abläuft, dann sehen Sie mich nicht wieder; sonst — müssen Sie mir mit neuem Rathe beistehen."

Er stürmte fort.

Alfieri trat an das Fenster und sah ihm einige Augenblicke nach; dann nahm er den Platz an seinem Schreibtische wieder ein. Er mußte über sich selbst lächeln. Wie leicht war es ihm geworden, weise zu rathen und wie schwer ward es ihm, weise zu handeln. Jener forderte von ihm Hülfe und Beistand, in einem Augenblicke, wo er selbst einer schützenden Hand, um sich vor sich selbst zu retten, bedurft hätte. „Was ist der Mensch?" sagte er sich, „als ein Haufen von Widersprüchen!" Und dennoch, trotz der Einsicht und der Erkenntniß seiner Thorheit, entschloß er sich mit

großem Bedachte das zu thun, was er zu lassen sich gelobt hatte.

Er war von Gehegan nicht bei seinen dramatischen Arbeiten unterbrochen worden, denn dazu war er heute gar nicht aufgelegt gewesen, sondern inmitten eines langen an seinen treuen Elia gerichteten Briefes. Er hatte diesen in Turin gelassen, um sein Haus zu besorgen, seine Pferde zu überwachen, und seine Gelder einzucassiren. Bei dem jetzt von ihm gemachten Aufwande bedurfte er schon großer Summen und in der letzten Zeit war die Oeconomie nicht seine starke Seite gewesen. Sich immer in Extremen bewegend, war er entweder ein Verschwender, oder er entzog sich fast das Nothwendige. Wie in seinem Lieben und Hassen, so auch suchte er in seinen Ausgaben immer die Pole. Es war daher Ebbe in seiner Kasse eingetreten und ernsthaft beschäftigte ihn die Frage, wie er neue Summen flüssig machen könne, sie zu füllen. Vielleicht hätte er heute gerade noch nicht so drückend dem Gedanken daran Raum gegeben, weil ein paar wunderschöne dunkele Augen ihn fortwährend störten und keine folgerechten Betrachtungen aufkommen ließen; wäre er

nicht durch den ihm von dem Priester eingehändigten Brief gewissermaßen dazu aufgerufen worden. Es war dies ein Schreiben von einer Dame, deren Name, obwohl er am Rande fehlte, leicht von ihm errathen wurde; sie erzählte unter andern Neuigkeiten, wie zum Beispiel: die Geburt eines ersten Söhnleins bei Herrn Needham, Herrn Leclercs steigenden Ruf als Lehrer, wodurch das Haus sich mit reichen jungen Lords füllte, die Verschwendung bei Hofe, zum Aergerniß aller guten Patrioten, des jungen Grafen Vittorio Alfieri Aufenthalt in Florenz und, daß er, wie die Schreiberin aus guter Quelle zu wissen vorgab, es versäumt habe, seinen Permis verlängern zu lassen, was sie sehr bedauerte, weil der liebe junge Conte ohnehin nicht gut bei dem Könige, wegen seines wenig höflichen und biegsamen Wesens, angeschrieben sei und man ihn jetzt dafür strafen werde, indem man seine Güter sequestrire, oder, im Fall er sich stelle, ihn festsetze.

Obgleich Alfieri durch sein Uebergehen der gesetzlicher Formalität auf Unannehmlichkeiten vorbereitet sein konnte, so hatte er doch geglaubt, erst eine Ver-

warnung zu erhalten, bevor die Strafe ihn treffen würde und, wie die Jugend in dergleichen Dingen urtheilt, meinte er, dann noch überlegen zu können, ob er sich zur Nachgiebigkeit entschließen wolle. Jetzt sah er nun plötzlich das Schwert schon an dem seidenen Faden über sich und zerbrach sich den Kopf, wie er dessen Fall aufzuhalten vermöge, ohne daß es mit seiner eigenen Bequemlichkeit streite.

Einstweilen schrieb er an Elia und trug ihm auf, eine neue Uniform für ihn machen zu lassen und sie sogleich nach Florenz zu senden! Ferner wünschte er sein Haus, seine Pferde und Alles, was er in Turin besaß, zu verkaufen und zwar unter möglichst günstigen Bedingungen, weil ihm viel daran lag, ein Capital zu besitzen, das ihn von Sardinien unabhängig mache. Beides war ihm so wichtig, daß er den ihm im Hintergrunde drohenden großen Verlust darüber noch aus den Augen ließ. Während er seinem Vaterlande mit Vergnügen einen Scheidebrief auf Lebenszeit geschrieben hätte, begehrte er auf's Neue die ihm so verhaßte Uniform eines sardinischen Offiziers zu tragen, weil — sein Spiegel ihm gesagt hatte, sie

stehe ihm besser als irgend eine andere Kleidung. Er seufzte bei Ertheilung dieses Befehles; allein der Wunsch, sich möglichst vortheilhaft im Palazzo Guadagni zu präsentiren, besiegte jedes weitere Bedenken.

Sechstes Kapitel.

Die Töchter der Kaiserin.

Im Schloßgarten des Palazzo Pitti wandelte der Großherzog Leopold langsam neben seiner Schwester Amalia unter den hohen Hecken auf und ab, durch die der Abendstern hellblinzelnd sein goldenes Licht sandte. Sie schienen in einem ernsten Gespräche vertieft zu sein, das Beiden nur unangenehme Empfindungen hervorrufen mußte; denn während das ruhige Angesicht des Fürsten sich dabei umdüsterte, zog die Herzogin sogar ihr Taschentuch hervor und drückte es zu verschiedenen Malen an die Augen.

„So hast Du mich nur eingeladen, um mir Vorwürfe zu machen," sagte sie mit schmerzlichem Tone. „Darum hätte ich wahrlich nicht solche Reise unter-

nommen! Ich glaubte, daß Du, aus brüderlicher Gesinnung für mich, das Elend meiner Lage durch diese kleine Zerstreuung auf Tage mich wolltest vergessen machen; statt dessen trittst Du nun wie ein Richter vor mich hin und forderst von mir Abstellung der Dir mißfallenden Uebergriffe unserer souveränen Fürstenrechte, wie Du es nennst. Wie kann ich hier eingreifen? — Wie soll ich den Herzog vermögen, sein Land weise zu regieren, da er nicht mehr Verstand hat, als mein kleiner Schooßhund, und halb blödsinnig ist? Wie konntet Ihr mich diesem verrückten Menschen vermählen? — Und nun soll ich noch zärtlich gegen ihn sein, und Einfluß auf ihn zu gewinnen suchen? — Das ist zu viel gefordert! Das verlange kein Mensch von mir!"

„Wir Alle müssen aus der Nothwendigkeit eine Tugend machen, ma soeur," sagte der Großherzog milde. „Dort oben in den Sternen steht unser Schicksal geschrieben; wir ändern es nicht. Als Fürsten geboren zu sein, ist ein Fluch, den wir tragen müssen. Nicht als Frau darfst Du daher Dich und Deine Verhältnisse messen, sondern als Erzherzogin von

Oesterreich, und was dieser geziemt, das ist Deine Lebensaufgabe."

„Dann hätte man die Erzherzogin auch ebenbürtig vermählen sollen; aber mich wegzuwerfen an diesen Parmesaner!" rief sie schluchzend.

„Die Stellung ist nicht schlecht, ma soeur. Italien erlaubt Deinem Ehrgeize ein weites Feld. Sei die würdige Tochter Deiner großen Mutter, und die Achtung und Bewunderung der Welt wird Dein Lohn."

„Ich verstehe nichts von Politik und hasse alle Geschäfte. Wozu sind die Männer in der Welt, wenn wir Frauen ihre Aemter verwalten sollen? — Warum gabt Ihr mich einem Fürsten, der nicht selbst regieren kann?"

„Geht es Deiner Schwester in Neapel in dem Punkte etwa besser?" fragte Leopold kopfschüttelnd. „Caroline regiert dort, so gut sie es versteht, und das will leider nicht viel sagen, — denn das arme Land geht bei der Günstlingswirthschaft zu Grunde. Und unsere Schwester Marie Antoinette hat in Ludwig XVI. auch keinen Salomo erbeutet, sie liebt ihn nicht mehr als Du Deinen Parmesaner liebst und fügt sich ihren ehelichen Pflichten mit widerstrebendem Herzen. Die

Bourbons sind ein hoffnungsloses Geschlecht, und die Töchter unserer großen Mutter nicht geeignet, das Ruder der Staaten in die Hand zu nehmen, wie es ihr Ehrgeiz wünschte und hoffte. Die traurigen Folgen davon werden sich an Kindern und Enkeln rächen. Die Völker wollen ihr materielles Wohl gefördert sehen; die Bourbons aber beuten sie aus. Gesetz, Recht, Ordnung sollten herrschen, und eine weise Sparsamkeit die Staatskassen füllen; denn schließlich bleibt die größte Macht immer in der Hand des am meisten Besitzenden. Ihr aber verschleudert und vergeudet Euer Gut und macht Schulden über Schulden."

„Ihr, sagst Du? — Als ob Du mich, die ich täglich mehr verlerne meinem Stande gemäß zu leben, anklagen könntest, zu viel zu verbrauchen?" sagte sie weinend.

„Es kommt nur darauf an, was Du darunter verstehst. Ich meine, es hieße seinem Stande gemäß leben, nicht mehr auszugeben, als man einnimmt, und von Euch in Parma ist es weltbekannt, daß Ihr nicht nur Anleihe über Anleihe macht, sondern sogar Eure Krondiamanten versetzt habt, ohne eine Aussicht, sie je wieder einlösen zu können."

„Das sollte Dir gerade unsere Noth beweisen; denn schließlich war es doch wahrlich nicht angenehm für mich, hier an Deinem Hofe mit so jämmerlichen Diamanten zu erscheinen, daß jede Hofdame deren fast bessere aufzuweisen hatte."

„Auch hat es mich von der Wahrheit des Gerüchtes überzeugt, Parma sei schon zu sehr verschuldet, um durch den Verkauf des ganzen Herzogthums die Gläubiger befriedigen zu können;*) denn wäre Euch noch etwas zu verpfänden übrig geblieben, so würdet Ihr es hingegeben haben, nur um Dich mit einigem Schmuck für die Reise zu versehen. Das Trostloseste Eurer Lage wurde mir also aus Deinen wenigen ächten Steinen anschaulich."

„Und dennoch willst Du uns nicht helfen?" fragte sie mit Zorn."

„Helfen kann man nur dem, der sich auch selbst helfen will, ma soeur, und diese Gewißheit hast Du mir nicht einmal durch Deinen guten Willen dazu bis jetzt verbürgt. Noch einmal mahne ich Dich also ernstlich: nimm das Ruder des Staates in die Hand,

---

*) Gorani, Storia d'Italia.

suche Einfluß auf den Herzog zu gewinnen, halte ihn von seinem so lächerlichen, als thörichten Spielen mit der Kirche und ihren Ceremonien ab, laß ihn weder die Glocken selbst läuten, noch die Altäre schmücken; dafür aber Straßen bauen, Land urbar machen und eine gute Polizei einführen — und Euch ist geholfen."

„Als ob wir damit unsere Einkünfte so weit steigern könnten, um die ungeheuren Zinsen zu zahlen, selbst wenn wir uns von Brod und Wasser nähren wollten," rief sie unmuthig.

„Ich weiß wohl, wie unmöglich das ist?" gab der Großherzog ruhig zurück. „Ihr müßt einen Theil dieser Schulden durch Einziehung der Kirchengüter decken."

„Niemals! Niemals wird das geschehen! Der Herzog ist ganz in den Händen der Geistlichkeit und der Glanz der Kirchen ist sein Steckenpferd!"

„Durch Deinen Einfluß muß hier eine Aenderung eintreten; sonst geht Ihr einem National-Banquerout entgegen."

„Was geht das mich an!" rief sie wegwerfend. „Was kümmert mich überhaupt dieses kleine Parma? Mir ist es wahrlich nicht so sehr an das Herz gewachsen,

um für seine Existenz das Opfer zu bringen, den Herzog an mich zu fesseln; denn, daß ich's nur gestehe, unerträglich ist mir seine Nähe."

„So?" fragte Leopold gedehnt und seine Augenbrauen zogen sich zusammen. „Man sagt aber, nicht alle Männer erregten bei der lustigen Herzogin von Parma einen gleichen Widerwillen?"

„Sagt man das? Nun denn, warum es leugnen, daß auch ich, wie mein Bruder von Toscana, gegen Jugend und Schönheit nicht unempfindlich bin und meinem armen Leben nicht jede Freude versage?"

„Der Vergleich mit mir ist hier so unangebracht, wie unpassend," sagte Leopold mit strengem, ernstem Tone. „Meine Gattin hat sich in keiner Art über mich zu beklagen; so wenig als das mir vom Schicksale anvertrauete Reich und die gewissenhafte Erfüllung meiner Pflichten ist mein Hausgesetz. Eine Stunde der Erheiterung darf ich mir dann mit gutem Rechte gestatten. Auch Dir werde ich kein ernster Richter sein, wenn Du, nach schwerem Thun, Dir eine Erholung erlaubst, wie Dein Sinn sie fordert. Doch, Sitte, Anstand, Form, darf äußerlich nicht leiden und eine Tochter unseres Kaiserhauses muß unter allen

Umständen den Schein für sich zu retten wissen. Antoinette und Caroline sind in dem Bezug schon mehr als leichtsinnig gewesen; Deine Unvorsichtigkeiten — verzeihe, daß ich es Dir offen sage — Deine Unvorsichtigkeiten, ma soeur, übersteigen aber jedes erdenkliche Maaß. Du glaubst in Parma, weil es ein kleines Land ist, ganz nach Belieben Deinen Launen nachgehen zu dürfen und bedenkst nicht, daß in so engen Verhältnissen Alles bekannt, Alles besprochen wird und durchreisende Fremde von jedem Gastwirthe in Deine intimsten Beziehungen eingeweiht, die großen Neuigkeiten durch ganz Europa tragen. Könntest Du ein Mal Zeugin sein, wie man von Dir spricht, Du würdest Dich entsetzen."

„Es ist Verleumdung! Reine Verleumdung! Ich wundere mich nur, wie mein Bruder sein Ohr solchen Geschichten leihen und wer es wagen konnte, ihm so von einer Tochter seiner Mutter zu reden," stieß sie heraus, von hervorstürzenden Thränen in ihren Worten unterbrochen.

„Amalia!" sagte Leopold ernst und hob den Finger sanft drohend empor, „Dein Leugnen wird hier zur Lüge. Bedenke doch, daß ich Alles weiß! Alles!"

„Was weißt Du? Was kannst Du wissen? Wer ist so hinterlistig bemüht, mir in Deiner guten Meinung zu schaden?"

„Amalia! Kenne ich Dich denn etwa seit gestern?" fragte der Großherzog, mißbilligend sein Haupt bewegend. „Ist mir Dein Leichtsinn nicht lange Jahre hindurch ein Anstoß gewesen? Daß Du jedoch so weit Dich vergessen konntest, daß Du die Würde der Frau, den Stolz der Fürstin, auf solche Weise in den Staub zu treten vermöchtest, das hätte ich nimmermehr von Dir erwartet?"

„Wie, wenn hätte ich das gethan?" rief sie mit großer Leidenschaftlichkeit.

„Du willst Beweise? Ich soll Dir Deine Thaten nennen? Fürchte vielmehr ausgesprochen zu hören, was Dich so tief beschämen muß."

„Nein!" rief sie schluchzend. „Nein! Ich will es wissen, was Du gegen mich hast."

„Nun denn," sagte der Großherzog, sich um einige Zoll höher aufrichtend und um sich schauend, ob auch kein Späher in der Nähe sei. Als er sich dessen versichert, trat er dicht an sie heran und sich zu ihrem Ohre neigend, flüsterte er mehr, als er sprach: „Was

ist aus allen Dienern Deines Hauses geworden, welche so unglücklich waren, im Auftrage ihrer Herzogin Einkäufe machen und die Gelder dafür verlegen zu müssen? Was war ihr Schicksal, wenn sie ihre hohe Schuldnerin an diese Rechnungen zu mahnen wagten?"

Amalia fuhr einen Schritt zurück bei dieser Eröffnung. Abwehrend hielt sie die Hand empor, als wolle sie ihrem Bruder Schweigen gebieten. „Genug!" sagte sie kurz und trotzig. „Ich habe genug gehört, um mich zu überzeugen, ein Erzherzog von Oesterreich finde unser Herzogthum nicht zu klein, um eine geheime Polizei dort zu besolden und zwar eine solche, deren Späherblick bis in das Innere unseres Palastes dringt."

„Ganz richtig, ma soeur!" erwiederte Leopold kalt auf diese heftige Rede. „Wir Fürsten sind in dem Punkte nur zu wohl bedient und sogar die Kirche ist so gütig, uns mit diesen und jenen kleinen Familiengeheimnissen zu versorgen, die uns zum Nutzen und Frommen gereichen können."

„Und darf ich fragen, welchen Vortheil mein kaiserlicher Bruder aus dieser Mitwissenschaft meiner

Privatangelegenheiten zu ziehen gedachte?" fragte sie spöttisch.

„Vorerst wollte ich die Wahrheit erforschen und dann, nachdem der wirkliche Thatbestand mir klar vorlag, meine Schwester zu vermögen suchen, nicht mehr auf solchen Wegen ihre Ausgaben zu bestreiten."

„Ich muß mir helfen, wie ich kann," sagte sie, auf's Neue in Thränen ausbrechend. „Wenn meine Familie, statt mir beizuspringen, nachdem sie mich an das elende kleine Parma verhandelte, nur Vorwürfe für mich hat, so will ich mich lieber von meinen Geschwistern ganz lossagen und nach meinem Gefallen leben, ohne bittere Worte dafür hören zu müssen."

„Du kannst und darfst Deinen Launen nicht in der Weise fröhnen, Amalia. Du bist eine Erzherzogin von Oesterreich und mußt als solche leben und sterben," sagte ihr Bruder mit großer Bestimmtheit.

„Ich kehre in mein Parma zurück und thue, was ich will."

„Wir werden Dich daran zu verhindern wissen. Dein Bruder Joseph wird Mittel und Wege dazu finden."

„Er ist Kaiser von Deutschland, aber nicht von Parma," sagte sie trotzig.

„Sein Arm reicht weit. Er wird selbst kommen, wenn es nöthig ist."

„So mag er mir Geld schicken; dann brauche ich von Niemand zu leihen und mich nicht vor denen zu fürchten, welche mir Rechnungen vorzulegen haben."

„Das Uebel sitzt tiefer, Amalia! Nicht augenblickliche Geldverlegenheit läßt Dich die gemeinen Mittel zu gemeinen Zwecken wählen; schon ist die damit verbundene Aufregung des Erfolges, die Sorge vor Entdeckung, die Heimlichkeit, Dir zum Bedürfniß geworden und wie der Trunk, das Spiel und jegliches andere Laster, eine Gewohnheit wird, so auch kannst Du dieser Jagd auf eine neue Beute nicht mehr entbehren."

„Und darf ich fragen, wie mein sehr gelehrter Bruder dahin gelangt ist, diesen ohne Zweifel sehr richtigen Einblick in meinen Charakter zu gewinnen?"

„Indem ich Dir zusah, wie Du Dein Netz auswarfst," sagte er gelassen lächelnd.

„Wie? — Du hättest mir zugesehen? Wo wäre denn das gewesen?" rief sie erglühend.

„Hier an meinem Hofe. Du wünschtest bei der großen Cour die Herren kennen zu lernen. Ich lehnte mich auf den Stuhl der Prinzessin Cowper und sah Dir zu, schon ahnend, wohin das führen würde.“

„Also darum nur gabst Du so bereitwillig Deine Einwilligung?“

„Nur darum. Ich wollte einmal Zeuge sein, wie meine Schwester von Parma ihre Fliegen fänge. Der schöne Irländer, das sah ich, war das auserkorene Opfer. Ich lächelte heimlich über Deine Wahl; denn er grade besaß gar kein Vermögen, sein Vater erlaubt ihm kaum das Nöthige, um ihn von der schönen Orlandini abzubringen, die er leidenschaftlich liebt. Du fandest bei ihm also einen leeren Geldbeutel und ein verschenktes Herz uud ich speculirte innerlich, was Du thun würdest, wenn Du diese Entdeckung machtest.“

„Darum Dein Lächeln?“ rief sie, als gehe ihr ein Licht auf.

„Darum mein Lächeln. Der junge Offizier fühlte sich geschmeichelt über den ihm gewordenen Vorzug, Angesichts des ganzen Hofes. Damit schloß der erste Act.“

„Nun?“ rief die Herzogin in höchster Spannung. „Und weiter?“

„Am folgenden Morgen erhielt er ein Bouquet, ein Briefchen, eine Busennadel —“

„Abscheuliche Verleumdung!“ fiel die Schwester ein.

„In der That abscheulich; denn die arme Orlandini kränkte sich, ihn zu Dir gehen zu sehen, der Apfel der Zwietracht war zwischen Beide geworfen, sie fuhr mit dem Grafen Alfieri spazieren, während der schöne Irländer in Deinem Gemache von Dir versteckt gehalten wurde. Was ihn dort fesselte, das weiß der Himmel; denn Liebe zu Dir war es sicherlich nicht.“

„Abscheulich!“ rief Amalia schluchzend. „Auch hier umgiebst Du mich mit Spähern, unter Deinem eigenen Dache schützt der Bruder die Schwester nicht.“

„Beweis genug, wie vergeblich aller Schutz da ist, wo man selbst sich nicht zu beschützen den Willen hat. Doch weiter.“

„Ich habe genug von Deinen hübschen Geschichten gehört und mag nichts mehr erfahren.“

„Nein, nein! Sind wir so weit, so wollen wir auch zu Ende kommen. Wir sind ja nun gleich fertig. Diesen Morgen sandtest Du den jungen Irländer ab,

Dir bei einem Juwelier einen Schmuck, Mosaik mit Brillanten umgeben, auszuwählen und trugst ihm auf, es auf seinen Namen zu entnehmen. Er hat das gewissenhaft besorgt."

„Und was weiter?" rief sie gespannt und blieb stehen.

„Meine Schwester, die Tochter von Maria Theresia, will den Schmuck mit sich nach Parma nehmen?"

„Allerdings!"

„Und dem jungen Mann die Bürgschaft für die Zahlung zurücklassen?"

„Ich werde ihm das Geld von dort senden. Das versteht sich doch von selbst."

„Du hegst die Absicht nicht, dies zu thun und er wird bittere Klage über Dich führen, wenn ihn der Juwelier dann drängt. Damit Du nun erfahrest, daß ich weder unbrüderlich, noch ungroßmüthig in Bezug auf Dich sei, so werde ich in Deinem Namen die Summe berichtigen lassen und bitte Dich, diesen Schmuck, als Andenken an Deinen Besuch bei mir, mit Dir zu nehmen. Bist Du damit zufrieden?"

„Du willst mich beschämen, Leopold!" sagte die

Herzogin, nicht erfreut, sondern verstimmt durch die Erklärung.

„Ich will die Ehre unseres Namens unbefleckt erhalten, ma soeur, so weit es in meiner Macht ist; dies bin ich dem Gotte schuldig, der mich so hochstellte und der Welt, die uns Fürsten als die Vorbilder der Völker zu erscheinen, eingesetzt hat. So lange Du also bei mir verweilst, werde ich mich von jedem Deiner Schritte in Kenntniß setzen lassen und, wo Du das Unpassende zu thun geneigt bist, Dich brüderlich daran zu verhindern wissen.“

„Ich danke Dir für diese Vorsorge, welche Dir, bei Deinen vielen Geschäften, eine Last aufbürdet, der ich Dich recht bald zu überheben hoffe,“ sagte die Herzogin kalt und schritt dem Palaste zu.

Der Großherzog folgte ihr langsam nach.

Siebentes Kapitel.

Die versöhnte Donna.

Gehegan hatte im Verlaufe des Tages schon drei Mal an die Thüre der Signora Orlandini geklopft, ohne den begehrten Einlaß sich gewährt zu sehen; endlich hieß es, sie sei zu der Prinzessin Cowper gefahren und da auch er eine Einladung erhalten hatte, dem Feste, womit das Paar die neue Würde feierte, beizuwohnen, so beschloß er dort seine kaltherzige Elisabeth durch sein trauriges Gesicht zu entwaffnen.

Der Adel von Florenz und alle anwesenden Engländer, deren Zahl nicht klein war, hatten sich dort eingefunden. Die prächtigen großen Räume strahlten von Kerzenglanz und kostbaren Blumen, eine Menge von Dienern in bunter Livrée mit rothen Pluderhosen,

gepuderten Köpfen und weißen Strümpfen, standen auf der Treppe und in den Vorsälen, den Glanz des Hauses zu repräsentiren. Die Bewirthung bestand jedoch nur aus Eis und etwas Getränk, der Sitte des Landes gemäß, das seine Conversationen ohne leibliche Speise gehalten wissen will.

Aus der Ferne schon entdeckte der junge Irländer seine Donna. Auch sie mochte ihn gesehen haben; doch ohne ihn errathen zu lassen, daß ihr Auge ihn entdeckt hatte. Mehrere Herren umgaben sie. In der eigentlich italienischen Gesellschaft paart sich gewöhnlich Alles; jeder Cavalier servente unterhält seine Dame, und geschieht dies auch nicht immer auf die geistreichste Weise, so hört die Signora doch meistens gern diese nur für sie bestimmten vertrauten Mittheilungen. Wer dann überzählig in solchem Kreise ist, fühlt sich vereinsamt und spielt eine unangenehme Rolle. Hier jedoch konnte, der vielen Engländer wegen, keine solche Theilung stattfinden. So standen denn mehrere Herren vor der reizenden Wittwe beisammen und unterhielten sie, dem Scheine nach, auf das Angenehmste; denn sie lachte oft recht herzlich.

Gehegan ärgerte sich. Sie konnte lachen, während

sie seinen Verlust betrauern sollte; das war kein Zeichen einer sehr warmen Zuneigung. Er hätte sich gern dafür an ihr gerächt; doch fiel ihm kein Mittel dazu ein. Das sonst in dergleichen Fällen übliche: Gleiches mit Gleichem zu vergelten, konnte ihm hier keine Hülfe bringen, da sie ja ohnehin schon seine Besuche bei der Herzogin durch gänzliches Ignoriren seiner Person gestraft hatte.

Er begrüßte die Wirthin, welche heute ihr Haupt stolz emporgerichtet trug; dann setzte er sich in eine Fensternische und stützte traurig sein braunes Lockenhaupt. Doch hatte er vorsichtig seinen Platz so gewählt, um seine Dame nicht aus den Augen zu verlieren. Die Hand über die Stirne gedeckt, sah er zwischen den Fingern hindurch Alles, was im Saale vorging. Durch diese Stellung getäuscht, blickte sie zu ihm hinüber und ließ ihr schönes Auge traurig auf ihm ruhen. Während sie sich mit den Herren unterhielt, blickte sie wieder und — wieder auf ihn hin. Wie unbeschreiblich wohl wurde ihm dabei zu Muth. Das Blut rann so warm zu seinem Herzen zurück, als wenn ein neues Feuer es durch seine Adern jage, er lachte fast laut in sich hinein und wenig fehlte, so

wäre er aufgesprungen und hätte ihr zugerufen: „Ich hab' es wohl gesehen, Du liebst mich noch."

Er war so gerührt, so glücklich über ihren versteckten Kummer, daß er sich vornahm, ihr diese Freude mit einem Opfer zu lohnen. Wenn sie es wünschte, so wollte er nicht mehr zu der Herzogin gehen; wollte nie mehr zu irgend einer Dame gehen. Es quälte ihn nur, ihr dies nicht mittheilen zu können; aber inmitten so vieler Menschen war dazu keine Gelegenheit.

Im Zimmer wurde es ihm nun unheimlich eng. Die Räume kamen ihm klein und beklommen vor, er mußte frische Luft schöpfen und sich laut wiederholen, was er ihr alles sagen wollte.

Er nahm seinen Hut und schlich sachte hinaus.

Signora Orlandini gewahrte seine Entfernung und seufzte schwer. So war er wiederum zu der Herzogin geeilt, lautete ihre heimliche Anklage gegen ihn. Seine Gegenwart war der Sporn ihrer Liebenswürdigkeit gewesen; mit seiner Entfernung erkaltete sie in ihrem Bestreben zu gefallen und die Herren zogen sich zurück von ihr. Behutsam schlüpfte sie nun gleichfalls aus dem Gemache und fuhr nach Hause.

Sie war recht traurig zurückgekehrt. Noch hatte

sie bis dahin auf sein Erwachen aus dem kurzem Taumel gehofft, doch sein Betragen von diesem Abend entmuthigte sie fernerhin dieser süßen Täuschung Raum zu geben; denn wie wenig lag ihm an ihrer Nähe, da er sogar das Auge verdeckt gehalten hatte, um sie nicht zu sehen.

Sie trat, in ihrer Wohnung angekommen, auf den Balkon hinaus, blickte den Himmel an und zählte die Sterne. Das Leben war ihr gleichgültig geworden und die Lust erwachte, sich in einem Kloster zu begraben, nachdem sie diese herbe Erfahrung gemacht, von der sie sich nie wieder erholen zu können meinte.

Da rasselte etwas zu ihren Füßen in dem Gesträuche. — Sie wollte aufschreien; allein sie unterdrückte den Hülferuf, um die Gestalt, welche sich über das Geländer schwang, erst genauer in das Auge zu fassen; denn sie schien ihr, so wie sie näher hinsah, nicht ganz unbekannt zu sein. Im nächsten Augenblicke lag Gehegan dann schon zu ihren Füßen und beschwor sie, ihr die süßesten Namen gebend, ihm zu verzeihen. Sie wollte noch grollen, wollte sich von ihm abwenden, ihn treulos schelten; indessen nahm sie statt alles dessen nur sein Haupt zwischen ihre beiden

weichen Hände, bog es etwas zurück, sah ihn vorwurfsvoll an und sagte: „Und so lohnst Du meine treue Liebe?"

Nun war es an ihm, ihr Mißtrauen zu tadeln, nun konnte er sich in die Brust werfen und sich darüber beklagen, daß sie ihn als Sclave behandeln und nicht das Recht eines freien Mannes ihm zugestehen wolle. Natürlich hatte er in allen Dingen Recht gehabt und wenn sie auch diese Logik des starken Geschlechtes nicht ganz einleuchtend fand, so schwieg sie endlich vor seinen vielen Worten, die nichts bewiesen und gestand ihm sogar zu, daß er mitunter eine kleine Eroberung machen dürfe.

Sie hatte als kluge Frau einsehen gelernt, daß, um einen Mann, den man liebt, festzuhalten, es weise sei, ihn nicht durch Schmollen zu erbittern, sondern ihn durch Sanftmuth und gute Worte, vielleicht auch zur Abwechselung durch eine Thräne, zu rühren, weil eine offene Anklage gar leicht das letzte Lebewohl für beide Theile wird.

Er beichtete ihr nun sein ganzes Vergehen, gestand Alles ein und fühlte sich von einer großen Last befreit,

als seine Donna ihn darauf wieder in ihren Diensten aufnahm.

Nur den Ankauf eines Schmuckes für die Herzogin hatte er nicht erwähnt, vielleicht weil es ihm unwichtig erschien. Er war auf den nächsten Morgen zu seiner hohen Gönnerin beschieden. Mit leichtem Herzen trat er den Weg zu ihr an, seit es mit Einwilligung seiner Donna geschehen konnte.

Die Sonne stand noch nicht in ihrem Zenith, am Ufer des Arno war es daher noch einsam von Spaziergängern, als Gehegan raschen Schrittes über die Brücke dem Palazzo Pitti zueilte. Die großherzoglichen Wagen hielten vor der großen Eingangsthüre, Maria Luigia kam die breiten Stufen herab und stieg ein, während ein halbes Dutzend ihrer hoffnungsvollen Kinder in den andern Karossen Platz fanden. Gehegan zog seinen Hut und blieb stehen, bis sie vorübergefahren. Die Großherzogin erwiederte seinen Gruß mit einer unmerklichen Neigung ihres großen Hauptes und sah ihn dazu an, als ob sie ihn erkenne. Er erröthete.

Den Weg nach den Gastzimmern im Schlosse kannte er bereits. Ohne weitere Nachfrage gelangte

er daher auch heute durch die langen Corridore des prächtigen Gebäudes bis an die Gemächer, wo die Schwester des regierenden Fürsten seiner harrte.

Im Vorsaale befand sich heute Niemand. Er klopfte, er pochte, er sah sich nach allen Seiten um, allein kein dienstbarer Geist zeigte sich, um ihn anzumelden. Endlich entschloß er sich zu der großen Kühnheit, selbst die Thüre zu öffnen; allein seine Hand drückte vergeblich an dem Schlosse, es gab nicht nach.

Von Ohngefähr kam eine Cameriera des Weges und berichtete auf seine Frage: die Frau Herzogin sei diesen Morgen abgereist.

„Abgereist!“ wiederholte Gehegan, als verstände er den Sinn des Wortes nicht. „Abgereist?“

Er mußte sich setzen, um sich zu fassen. Sie war fort und er blieb als der Käufer ihres Schmuckes zurück, für den er heute die behandelte Summe zu überbringen versprochen hatte. Abgereist war sie, ohne einen Auftrag an ihn zurückgelassen zu haben. — Er fragte im ganzen Schlosse danach, er ging von Thüre zu Thüre, von Pforte zu Pforte; aber Niemand wußte von einer Botschaft an ihn. Schon wollte er verzweiflungsvoll den Schritt heimwärts wenden, da

hielt ihn ein fürstlicher Lakai an und, sich zurückwendend, gewahrte er den Großherzog in höchst eigener Person an einem der Fenster des unteren Geschosses.

„Seine Kaiserliche Hoheit lassen den Signor ersuchen, vor ihm zu erscheinen," lautete der Auftrag des Dieners.

Gehegan verbeugte sich gegen das Fenster und schickte sich an, dem Gebote zu folgen, das, wie eine Ahnung ihm sagte, seiner Sorge ein Ende machen konnte.

Leopold sah ihn bei seinem Eintritte in das fürstliche Gemach eine Minute lang ernst und prüfend an. Dann sagte er:

„Sie leben hier unbeschäftigt in Florenz?"

„So ist es, Kaiserliche Hoheit."

„Das ist eine schlimme Sache für einen jungen Mann ihres Alters. Sie sollten Dienste suchen. Doch, das ist Ihre Sache. Natürlich aber, daß einem Unbeschäftigten allerlei Aufträge ertheilt werden, die nicht immer angenehmer Art sind und einen jungen Cavalier in manche Verlegenheit bringen können. So wird es Ihnen ergangen sein, als Sie so eben meiner Schwester von Parma unerwartete Abreise erfuhren?"

Gehegan wurde sehr verlegen. Er wußte nicht, wie er sich benehmen sollte. Er fürchtete eine Indiscretion zu begehen, wenn er den Ankauf des Schmuckes erwähnte. Er antwortete daher unschlüssig:

„Kaiserliche Hoheit wage ich darin nicht zu widersprechen."

„Weil ich Recht habe," sagte Leopold lächelnd. „Große Damen sind zerstreut. Meine Schwester hätte daher leicht vergessen können, daß Sie einen Schmuck für Sie angekauft hatten und heute die Kaufsumme dafür entrichten sollten, die zu erlegen Ihr Vermögen wahrscheinlich übersteigt. Ich kann mir Ihre grenzenlose Verlegenheit denken und freue mich Sie daraus ziehen zu können, indem ich durch einen Zufall über die Sache unterrichtet worden bin. Weisen Sie den Juwelier daher mit seiner Forderung an mich, oder vielmehr an meinen Schatzmeister."

„Kaiserliche Hoheit, der Mann wird das für eine Ausrede von meiner Seite halten und mir nicht glauben."

„Wohl möglich! So mag einer meiner Leute Sie zu ihm begleiten. Ziehen Sie aber wenigstens den Vortheil einer kleinen Lehre für die Zukunft daraus.

Ein Cavalier kann nicht zu aufmerksam im Dienste der Damen sein, so lange sie keine Ansprüche an seine Börse machen. Leben Sie wohl!"

Gehegan schwindelte es, als er die breiten Stufen wieder hinabstieg. An welchem Abgrunde hatte er gestanden? — Nur die Flucht hätte ihn vor den Ansprüchen der Gläubiger retten können und ein ehrloser Name wäre zurückgeblieben. Froh, dieser Gefahr entronnen zu sein, richtete er zuerst den Auftrag des Großherzogs aus und flog dann zu seiner Donna. Doppelt theuer war sie ihm jetzt geworden, nachdem er durch seine Entfernung von ihr sich solchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt hatte. Er zog ihre schöne Hand an seine Lippen und bedeckte sie mit glühenden Küssen, ihr versichernd, sie nur sei die Sonne seines Lebens.

„Weil die Herzogin abgereist ist?" fragte sie ihn kopfschüttelnd, so unverständlich war ihr sein Wesen.

„Reden Sie nicht mehr von ihr, Signora!" bat er. „Sie wissen nicht, was mir die Frau hätte kosten können und ich mag nicht daran erinnert sein!"

Sie glaubte, er spiele auf den Verlust ihrer Zuneigung an und lächelte heiter zu ihm hinauf. „So

leichten Kaufes hätte ich Sie doch noch nicht aufgegeben," sagte sie. „Es war nur Schein bei mir."

„Ich wäre Ihnen zu theuer zu stehen gekommen," versetzte er lachend über den doppelten Sirn seiner Worte; „Sie hätten so viel nicht an mich gewendet. Gottlob also! daß es eine gute Polizei in diesem Lande giebt, welche uns ihre Hülfe lieh."

Achtes Kapitel.

Das Schöne und das Wahre.

Das sogenannte Kunstcabinet des Großherzogs von Toscana befand sich in zwei längs der Straße paralel hinlaufenden Galerien, welche in einem Corp de Logis, von gleichförmigen Säulen dorischen Styls, ein Meisterstück Vasaris, getragen, in drei Arcaden endigten.

Beide Galerien enthielten eine große Anzahl mit Kunstgegenständen angefüllten kleiner Gemächer. In einer Reihenfolge standen hier Büsten und Statuen abwechselnd aufgestellt und die Gruppen waren in die Ecken verwiesen. Doch nur der antiken Welt angehörende Schätze hatte man hier gesammelt, während von modernen Meisterwerken nur der berühmte Bacchus von Michel Angelo, so wie ein weniger geschätzter von Sansovin sich eingeschlichen.

Vor dem Werke des unsterblichen Buonarotti stand eines Morgens der Graf Vittorio Alfieri, die Gräfin von Albany erwartend, welche mit ihm verabredet gemeinsam mit ihm die Kunstschätze von Florenz in Augenschein zu nehmen.

Lange vor der anberaumten Stunde hatte der Cavalier servente eine Stellung, welche er bei ihr errungen, sich bei dem verabredeten Rendez-vous eingefunden; denn die Erwartung, diejenige zu sehen, welche jetzt seine ganze Seele erfüllte, litt ihn nicht länger in seiner Wohnung.

An der Seite des Prätendenten, den zwei Diener im Gehen unterstützten, kam sie jetzt langsam des Weges. Schon aus weiter Ferne erkannte sie ihn und erwiederte seinen ehrfurchtsvollen Gruß mit jenem bezaubernden Lächeln, das ihm einen Himmel voll Glück erschloß.

Jene Empfindungen, welche Dante für seine Beatrice hegte, welche Petrarca in göttlichen Stanzen für seine Laura aussprach, — diese fast heilige Liebe zu einem sterblichen Weibe, dessen Reinheit und Tugend sie so hoch erhebt, daß sie an das klopfende Herz drücken zu wollen eine Entwürdigung scheinen würde, und ein

Blick ihres Auges — ein zärtlicher Blick von ihr — die höchste von ihr zu begehrende Gunst ist; — eine solche verehrungsvolle Neigung widmete auch er seiner Louise, sein von ihm genannt in den stillen Stunden, wo sein Lied sie feierte, sein in den nächtlichen Träumen, sein in dem Streben nach allem Großen und Schönen.

Die Gräfin hatte die Statue Michel Angelo's für ihr Zusammentreffen mit Alfieri bestimmt, weil sie mit ihm über diesen Künstler sprechen wollte, den er besser zu verstehen und zu schätzen vorgab, wie irgend einen andern Meister der alten, wie der neuen Zeit. Jene Titanische Kraft, welche Himmel und Erde zu bewältigen sich zutraut und in dem Ungeheuren ihre Befriedigung findet, die, glaubte er, wohne auch in ihm; denn das Schöne allein befriedigte ihn nur wenig, die That stand ihm über der Empfindung und der Gedanke, welcher sie hervorrief, war ihm das Höchste.

Was Michel Angelo zum Künstler, ihn zum Dichter machte, war nicht sowohl das Bedürfniß plastisch zu gestalten, als die Nothwendigkeit, die innewohnende Kraft zu verwenden. Es blieb ihnen, unter dem Druck

der Verhältnisse, kein anderer Ausdruck dafür. So schufen denn Beide Menschen, wie von Eisen gemacht.

Der Prätendent betrachtete mürrisch den kalten Marmor, welcher den Grafen Alfieri und seine Gemahlin zu einem so beredten Austausche ihrer Meinungen und Ansichten die Veranlassung bot.

Sein Diener mußte ihm dazwischen ein Glas Cyper-Wein reichen, der ihn stets begleitete.

Vielleicht hoffte er dem Einflusse dieses vielen kalten Gesteines durch das warme Getränk ein kleines Gegenwicht zu leihen; denn es schien ihn förmlich ein Frösteln in dieser Umgebung anzuwandeln.

Die Gräfin hatte indessen das Gespräch auf das einstmals so mächtige Volk der Etrurier geleitet, dem Michel Angelo Buonarotti, als ein Kind dieses Bodens, dem aus ihren Gräbern ihre Götterlehre anschaulich geworden, seine Genien und seine Racheengel entlehnt, mit denen er, in so furchtbarer Weise, die heilige Kapelle in Rom so schauerlich ausgestattet und bemerkte: daß in allen seinen Schöpfungen nur der Zorn die vorherrschende Empfindung sei, der er gewaltig Luft zu machen gesucht; während nirgends die versöhnende Milde des Christenthums ihren besänftigenden

Einfluß auf ihn zeige, ja daß auch seine Liebe zu der schönen herrlichen Geliebten keinen mildernden Einfluß in dem Sinne auf ihn ausgeübt habe. Alfieri hörte ihr gedankenvoll zu.

„Für ein Frauengemüth mag mein großer Vorgänger wenig Anziehendes besitzen, Contessa," nahm er endlich das Wort, „und dennoch muß ich Ihnen gegenüber seine Vertheidigung übernehmen. Michel Angelo suchte die Wahrheit. Diese ist auch das in meinem Leben vorleuchtende Licht, darum verstehe ich ihn, darum liebe ich ihn und fühle mich ihm im Innersten meiner Seele verwandt. Alles, was die Alten dichteten, schufen, lehrten, war eine Lüge. Sie machten sich Menschen, wie sie sich Götter geschaffen hatten, je nach dem Bilde, das sie davon in ihrer Seele trugen. Er aber schaute die Wirklichkeit an und suchte festzuhalten, was sie seinem Auge bot."

„Die wahre Kunst ist eine Tochter des Himmels," fiel die Gräfin warm ein;" sie baut die Brücke, welche von dem armen Erdenleben, von Kummer, Sorge und Gram hinüber führt in das bessere Land, von dem wir träumen und uns mit dem mangelhaften Hier, durch das unvergleichlich Schöne versöhnt, dessen mächti=

gem Reize kein Auge sich entziehen, bei dessen Anblicke kein Herz kalt bleiben kann."

„Wenn das Schöne auch zugleich das warme Leben athmet und dadurch zu einer Wahrheit wird," sagte Alfieri mit einem ihr verständlichen Blicke.

Lächelnd erwiederte sie:

„Auch in dem kalten Marmor übt es die gleiche Wirkung auf uns, mein Freund, und ich werde es Ihrer Galanterie nicht zum Nachtheile anrechnen, wenn Sie mir, während wir vor der medicäischen Venus stehen, dies zugeben."

Sie gingen darauf weiter. Langsamen Schrittes folgte ihnen der Prätendent.

„Die Kunst hat mich bis jetzt nie ernsthaft beschäftigt," nahm Alfieri auf's Neue das Wort. „Ich betrachtete sie stets wie die Ausgeburt müßiger Stunden und in meiner Unwissenheit der Dinge, die sie darstellte, konnte ich die personifizirten Ideen oft nicht fassen, oder ich wollte mir die Mühe, sie zu verstehen, nicht geben. Seit ich nun auf italienischem Boden zur Erlernung der Sprache lebe, hat mein Auge sich nach und nach mit ihren Gebilden vertraut gemacht. Gleichwie die Dichtkunst und die Sprache, durch die

Zeiten der Barbarei in unserm Vaterlande versanken und verwilderten, so auch ist auf dem Gebiete der wirklich gute Geschmack zu Grunde gegangen und die Umwandlung, welcher ich für den Styl und für die Form der Tragödie jetzt nachsinne, könnte auch auf dem Felde uns dem Wahren wieder zuführen?"

„Dem Wahren? Und immer doch dem Wahren?" fragte die Gräfin schalkhaft drohend.

„Verzeihung, Signora Contessa; der Mensch kann von sich selbst nicht lassen und, wie ich bin, so müssen Sie mich nehmen. Es macht der Gedanke den Künstler; ich aber denke viel und gern und habe darum oft schon meine Begabung zum Dichter vor mir selbst in Zweifel gezogen. Mein glühender Patriotismus, meine wilde Sehnsucht nach einem großen, einigen Vaterlande, mein Tyrannenhaß und mein Zorn beim Anblick dieses einst so großen, jetzt so geknechteten Volkes; das Alles sind für das enge Gebiet der Dichtkunst zu weitreichende Empfindungen, um sich in dem kleinen Zeitraume von fünf Acten spielen zu lassen. Die That aber, nach der diese arme Seele in mir dürstet, sie ist mir nicht vergönnt und wird mir nie vergönnt werden, wie ich fürchte; darum möchte ich ewig, ewig weinen, daß mir

kein Vaterland verliehen ward, worin ein Brutus noch an seinem Platze wäre."

Er war bei den letzten Worten in eine Fensterbrüstung getreten, hatte die Stirne gegen die glühenden Scheiben gelehnt, und große Thränen rollten über seine Wangen herab.

Louise von Albany erbleichte vor dem sie tief erschütternden Anblicke. Sie wußte im ersten Augenblicke nicht gleich, welchen Ton sie anstimmen sollte, um diesen Urmenschen, in dem eine gewaltige Kraft nach einem Auswege rang, auf das rechte Maß zurückzuführen. Sie nahm sich dabei zugleich vor, künftig sorgfältig die Berührung einer so heftig vibrirenden Saite zu vermeiden.

„Jeder muß sein Schicksal tragen, wie er es auf seine Schultern gebürdet findet," sagte sie mit sanfter, nur ihm vernehmlicher Stimme; „Sie, als starker Mann und ich als schwache Frau. An unserm Platze sind wir Beide nicht."

Er wandte den Kopf zu ihr um und sah ihr traurig und theilnehmend auf ihm ruhendes Auge. Darüber vergaß er sich selbst und seinen Schmerz.

„Gehen wir denn nicht weiter?" fragte ungeduldig

der Prätendent, den es verdroß, heute keinem Fremden in der Galerie zu begegnen, welcher die Gelegenheit, sich ihm vorstellen zu lassen, benutzte.

Der unhöfliche Ton dieser Frage verletzte Alfieri. Er hätte auch diesem Tyrannen einen Dolch in das Herz stoßen mögen, darum, daß er sich auf eine so grausame Weise an der schönen, sanften Gefährtin verging. Aus Rücksicht für sie, bezwang er sich jedoch und sagte:

„Majestät! Sie werden sogleich für die Mühe Ihres Weges', durch den Anblick des Meisterwerkes der Schöpfung, des vollendet schönen Weibes, belohnt werden.“

„Hm!“ sagte der Prätendent, die Stirne runzelnd, in seiner schlecht articulirten Weise; „ich glaube nicht sehr daran, daß unsere Eltermutter im Paradiese viel anders, als jedes gewöhnliche Weib, ausgesehen hat; der liebe Gott wußte schon, indem er sie schuf, was er that, Signor Conte. Hätte er dem Geschlechte das vollkommene Ebenmaß der Glieder verliehen, welches die Griechen, als Typus des Schönen, aufstellten, so wäre es mit ihrer Eitelkeit nicht auszuhalten gewesen für uns Männer; darum war ihnen dies bischen Un-

vollkommenheit ganz heilsam. Was mich betrifft, so gebe ich auf Schönheit wenig. Es ist ein Vorzug, der mit jedem Jahre sich vermindert und endlich bleibt doch nur übrig, was unser englisches Sprüchwort preist: „Handsome is, who handsome does.“

Sie waren damit wieder in das achte Cabinet eingetreten, wo die Göttin der Liebe in zarter Jungfräulichkeit thronte, umgeben von einigen Zeitgenossen, den Werken des unsterblichen Praxiteles. Alfieri war in einer Stimmung, wo die schöne Ruhe dieser Gestalten mächtig auf ihn wirkte. Der Sturm in ihm, seine Verehrung für ein sterbliches Weib, seine glühende Sehnsucht nach dem Höchsten und Herrlichsten, liehen seiner Seele einen Schwung, welcher ihn für das, was sein Auge vor sich sah, empfänglich machte. Wäre er sich selbst überlassen gewesen, so hätte er wahrscheinlich die Venus an sein Herz gedrückt; jetzt aber rief er, dem Eindruck Worte leihend:

„Große Meister der Vergangenheit! Laßt mich in Eure Fußtapfen treten und das Vollendete schaffen, um, wie Ihr, mit und durch meine Werke, unsterblich zu werden! Welch ein Glück, einst vor der Nachwelt so dazustehen, daß bei der Nennung unseres Namens,

sogleich der Lorbeerkranz dem Auge vorschwebt und unsere Stirne mit unsterblichem Ruhme schmückt. Eine solche Krone trägt kein Tyrann, nur Dichtern und Feldherren ist sie verliehen und nur aus der Hand Aller empfängt sie der Einzelne als Gabe. Vox populi, vox Dei ist der Wahlspruch meines Ehrgeizes. Auch ich möchte eine Krone mir erringen können, welche mich den Heroen aller Zeiten zugesellte!"

„Sie werden das!" sagte Louise von Albany, das dunkele Auge zu dem jungen Manne erhebend, der so begeistert um sich schaute, als gälte es, wie ein Alexander, die Welt zu erobern. Herrlich stand er da in seiner männlichen Kraft, die Brust erhoben, die ganze Gestalt wie vergrößert. So in seinem Anschauen versunken, bemerkte sie nicht, daß Karl Eduard, wie fragend, ihrem Blicke gefolgt war, und mit düsterem Ausdrucke auf dem Dichter weilte.

„Ja, ja; so dachte auch ich einst, Signora! Vor der Schlacht von Culloden glichen meine Gedanken den Ihrigen auf ein Haar, Signor Conte," sagte er mit bitterem Tone. „Allein es ist Alles anders geworden, als ich hoffte und so wird es auch Ihnen ergehen. Als Clara Macdonald, mit Gefahr ihres Lebens, das

meinige rettete, war ich ein muthiger junger Held und sprach ungefähr so, wie ich Sie jetzt reden höre; auch ich gedachte damals mit meinem Willen die Welt zu erobern. Und nun sehen Sie mich an! — Eine Ruine bin ich; alt geworden bin ich vor meinen Jahren, meine Vergangenheit ist ein verlorenes Leben zu nennen und meine Zukunft bietet keine einzige Hoffnung mehr."

Er hatte sich selbst weich gesprochen, ohne die Hörer mit zu rühren. Der Wein versetzte ihn oftmals in eine solche wehmüthige Stimmung, wo ohne eigentlichen Grund seine Augen überflossen.

„Das Unabänderliche muß man würdig tragen, Sire!" sagte die Gräfin, mit etwas Härte in ihrem Tone.

„Das sagen Sie immer, Madame, wenn es sich um meine Wünsche und meine Hoffnungen handelt, während Sie den Ihrigen noch einen weiten Spielraum gestatten," erwiederte Karl Eduard mit einer Miene, welche einen ferneren Ausbruch seiner übelen Laune in Aussicht stellte; um der verehrten Frau beleidigende Andeutungen zu ersparen, die sie in seiner Gegenwart doppelt tief kränken und ihr Zartgefühl empören mußten, fiel Alfieri ihm daher mit der Bemerkung in die Rede:

„Majestät sind zu gnädig, Ihr Schicksal mit dem meinigen vergleichen zu wollen. Die Könige der Erde stehen unmittelbar unter Gott und was sie trifft, kommt von seiner Hand.“

„Das wohl,“ sagte Karl Eduard, der seine legitimen Rechte gern auf höhere Fügung sich entzogen sah und stets durch ein Wort der Art zu beschwichtigen war; „das wohl! Doch zeigt es wiederum, daß der Herr des Himmels sich einer stärkeren Hand hat beugen müssen, denn er ließe das Unrechte nicht zu, wenn er es verhindern könnte. Mein Haus hat fest an ihm gehalten und er kann uns nun nicht ein Mal schützen. Mein Erbe ist mir genommen worden, weil der Teufel sein Reich dort aufschlagen wollte.“

Alfieri bekämpfte mit Mühe das Lächeln. Er durfte Louise von Albany nicht ansehen, aus Furcht, aus der Rolle zu fallen.

„Es ist schwer für uns Sterblichen die Wege der Vorsehung immer zu begreifen,“ sagte er sich fassend. „Uns wird das Leben gegeben und genommen, ohne daß man uns darum befragt; wie sollte also nicht dieselbe Willkür über die uns zugetheilten Güter der Erde bestimmen. Das Eigenthümliche aber bleibt:

was wir im Großen und Ganzen das Schicksal an uns ausüben sehen, das ahmen wir im Kleinen gradeso nach und jeder König in seinem Reiche, jeder Edelmann auf seinem Schlosse, will die blinde Vorsehung derjenigen sein, welche er zu leiten sich für befugt hält. — Diese Anmaßung setzt mich stets in Erstaunen. Muß ich denn nicht annehmen, der Andere denke und fühle, wie ich, und darf ich ihm dann noch zumuthen, von mir zu ertragen, was ich selbst nicht ohne Zähneknirschen hinnehmen würde? Das ist es, Sire, was ich nie begreifen kann und ich wundere mich nur, den Freiheitskampf der Amerikaner gegen das Mutterland nicht auch von andern Völkern gegen ihre stiefmütterliche Regierung begonnen zu sehen. Dächten Alle wie ich, so hätten wir schon den letzten Tropfen Blutes für unsere Menschenrechte verspritzt."

Der Prätendent bewegte mißbilligend sein Haupt. „Sie gebrauchen da ein Wort, das mir verhaßt ist, Signor Conte," sagte er mit seiner heisern Stimme. „Jeder muß zufrieden sein mit dem ihm von Gott gegebenen Posten und Sünde ist, sich gegen seinen ewigen Willen auflehnen zu wollen."

„Das thun wir auch nie, wenn es uns nach

Wunsch geht, Sire," gab Alfieri heiter zurück. „Heute zum Beispiel, Angesichts dieser Kunstschätze, bin ich vollkommen einverstanden mit der göttlichen Anordnung meines Schicksals. Gestern dagegen glaubte auch ich, der Teufel habe sich ein wenig in die Angelegenheiten der Welt gemischt, weil mir eine Hoffnung fehlschlug, und tobte, als mir dann noch die Nachricht wurde, mein väterlich für mein Wohl besorgter Landesherr wolle mir allergnädigst verbieten, länger noch in Toscana zu verweilen."

„Im Ernst?" rief die Gräfin erbleichend.

„Sie müssen meinem Königlichen Vetter von Sardinien sehr dankbar für diese Theilnahme an Ihrer Wohlfahrt sein, Herr Graf, und werden, als getreuer Unterthan, gewiß nicht zögern, dem Wunsche Seiner Majestät zu entsprechen," sagte Karl Eduard mit Salbung.

„Was das betrifft, so betrachte ich diesen Eingriff in die Rechte eines freien Mannes nicht anders, als wenn ein Räuber mir die Pistole auf die Brust setzte und riefe: „La bourse ou la vie!"

„Und was wollen Sie thun?" fragte die Gräfin in großer Erwartung.

„Die Börse opfern und das Leben retten," sagte er heiter, mit einem zärtlichen Blicke auf sie, der alles Blut in ihre Wangen zurückkehren ließ.

„Ich dächte, wir hätten die Venus nun genug bewundert," bemerkte der Prätendent und trat den Rückweg an. Alfieri verabschiedete sich.

Neuntes Kapitel.

Die Flucht vor der Liebe.

Unerwartet traf Alfieri bald darauf eines Abends in Sienna bei seinem Freunde Gori Gandellini ein. Der Gelehrte empfing ihn mit einem herzlichen Willkommen, dem sich jedoch die Frage anreihte, was ihn zu dieser unvorhergesehenen Entfernung von Florenz vermocht habe. Es war deutlich zu erkennen, daß er sogleich eine Beziehung des Herzens damit in Zusammenhang brachte und, sich erinnernd, wie tief solche Neigungen schon in das Leben des jungen Conte eingegriffen, irgend einen tragischen Ausgang fürchtete.

Alfieri reichte ihm lächelnd die Hand.

„Dank, Dank, für diese warme Theilnahme an meinem Ergehen," sagte er erglühend; „allein keiner

Katastrophe dürfen Sie mein Hiersein zuschreiben, sondern meinem eigenen Bangen und Fürchten und meinem Mißtrauen in mich selbst. Die Liebe zu der schönen Gräfin droht nicht mehr Nebensache, sondern Hauptsache zu sein. Die Flamme in mir gewinnt täglich an Breite und der Augenblick naht, wo ich ihrer nicht länger Meister sein werde. Addio dann Ehrgeiz, Addio der Ruhm und mein wie ein Phönix aus der Asche zu erstehendes Vaterland! Addio die Hoffnungen meiner Freunde auf mich! Dahin wäre dann, was ich so ernstlich gewollt, verloren die Frucht so mühsamen Kampfes; ein Elender mehr nur wäre durch mich diesem goldenen Boden gegeben, ein Weichling mehr athmete diese Luft ein, um unter dem Geflüster der Liebe, das Rasseln der Ketten nicht mehr zu vernehmen, die seine Hand nicht minder, als die aller edelen Männer des Landes umschlingen. Darum flüchtete ich zu Ihnen, mein Gori, zu Ihnen, der Sie meine Sehnsucht nach Freiheit kennen, verstehen, ja theilen; der Sie ein liebebedürftiges Herz im Busen tragen, wie ich und alle Lüge gleich mir hassen; damit Sie mich retten, damit Sie vor mich selbst mich schützen und meine Manneswürde mir bewahren

helfen! Ich bitte Sie, ich flehe Sie an, seien Sie mein guter Genius nur dies eine Mal noch!"

„Was muß ich da vernehmen?" sagte Gandellini mit mildem Ernste. „Freund Alfieri, den ich ganz in sich fest vor nicht gar langer Zeit verließ, kommt zu mir in dieser zerrissenen Stimmung? Was ist denn vorgefallen?"

„Vorgefallen?" fragte Alfieri, träumerisch das Haar aus der Stirne streichend. „Ich wüßte Ihnen kaum eine Thatsache zu nennen. Sie riethen mir den Umgang der schönen Gräfin nicht zu fliehen, der Dichter, wie der Mensch, würde dabei gewinnen, mein Herz konne des Sonnenscheines der Liebe nicht entbehren, ohne in düsterem Lebensüberdruß den finstersten Stimmungen anheimzufallen und den Poeten müsse die Hoffnung tragen. So sagten Sie und Ihrem Rathe folgend, besuchte ich das Haus des Prätendenten."

„Und weiter?" fragte Gori gespannt.

„Damit ist meine Geschichte so ziemlich zu Ende," erwiederte Alfieri, mit einem tiefen Seufzer, den Kopf noch auf die Brust gesenkt, die Arme gekreuzt.

„Doch wohl nicht ganz," erwiederte der Freund, mit halbem Lächeln ihn schlau fixirend. „Die Dame,

— mit welchem Auge betrachtete sie denn meinen Alfieri? Und der Gemahl, wie stellte dieser sich zu ihm?"

„In einem vornehmen Hause beherrscht die Form den Umgang, ein Jeder wird ihr unterthan und in eine nähere und speziellere Beziehung zu den Bewohnern zu treten, ist nicht leicht möglich," sagte dieser, immer noch vor sich hinblickend.

„Demnach wären Sie immer noch ein Fremder in dem Hause, ein Gast nur unter vielen Gästen und weiter nichts? Ist es vielleicht das, was Sie mir sagen und worüber Sie sich bei mir beklagen wollten?"

„Es ist so und .... es ist auch nicht so," erwiederte Alfieri zögernd und einer directen Antwort ausweichend. „Die Etikette hält mich allerdings der Dame fern, wenn sie bei sich empfängt und verbietet mir jedes vertrauliche Wort mit ihr."

„Wenn sie bei sich empfängt, sagen Sie?" fragte Gori mit Betonung. Allein, wenn sie an einem dritten Orte, wie von ohngefähr, mit Ihnen zusammentrifft, dann schwindet doch wohl diese Schranke?"

„Ihre eigenthümliche Stellung verbietet es ihr,

Gesellschaften zu besuchen und wo sie sonst öffentlich sich zeigt, da ist der Gatte stets an ihrer Seite!"

„Doch meine ich ein „nicht so" aus Ihrem Munde gehört zu haben, das mich anders schließen ließ?"

„Sie wissen, guter Gori, daß es der Worte eigentlich nicht bedarf, um in den Herzen derer, die man liebt, zu lesen;" sagte Alfieri mit lächelndem Blicke auf den Freund.

„Sie wollen andeuten, die schönen dunkeln Augen der Donna hätten Ihnen ein tiefes Geheimniß verrathen?" fragte dieser beharrlich.

„Ich hege diese Vermuthung;" sagte Alfieri so gedrängt, mit einem schelmischen Lächeln aufschauend.

„Und ohne daß die Eigenliebe Sie irre führte?"

„Ich bin meiner Sache so ziemlich gewiß," versetzte Alfieri mit Selbstgefühl.

„Und dabei nicht der Glücklichste unter den Glücklichen der Erde? — Dann hat der kleine Gott ja einen mächtigen Fehlgriff gethan, daß er sich mit Jemand eingelassen, der für die Wunden, welche er in seinem Auftrag versetzte, so wenig dankbar sich bezeigt."

„Was hilft mir ein Glück, dem ich keine Worte

leihen darf?" fuhr Alfieri jetzt mit schmerzlichem Tone heraus. „Was hilft mir die Gewißheit einer Liebe, die sich verhüllen und verstecken muß, wie die Sünde und wie das Verbrechen? Welch eine Seligkeit soll mir diese heilige Flamme bringen, wenn sie meinem Schweigen noch Lüge, Verstellung und alle Künste der Hölle zugesellt, ohne daß mir dafür ein anderer Lohn zu Theil wird, als aus der Ferne sie zu sehen, den lieblichen Ton ihrer Stimme zu hören und am Altare des Herrn hinknieend neben ihr beten zu können?"

„Also in der Kirche treffen Sie sie?" fragte Gori, als ob er nur den letzten Satz vernommen hätte.

„Ja," erwiederte Alfieri, überrascht von dieser directen Frage, auf die er nicht vorbereitet schien.

„Und hätten dabei wirklich nie Gelegenheit gefunden, ihr ein heimliches Wort zuzuflüstern?" fragte der Gelehrte kopfschüttelnd. „Wer so erfahren in der Liebe ist, der sollte hier ein solcher Schüler gewesen sein?"

„Ich sage nicht, daß ich es nie gethan!" erwiederte Alfieri. „Es war ja lange die einzige Möglichkeit, mich ihr zu nähern. Allein sie hat mir dann auch das verboten. Der Prätendent folgt ihr auch dorthin nach und seine Vorwürfe sind peinigend, so oft er

Ursache zu haben glaubt, sie eine Verletzung der Würde ihres Ranges, der steifen Etikette, welche er der Gemahlin des letzten Stuarts angemessen findet, anzuklagen. Ihr häuslicher Friede ist dadurch gestört worden. Scenen finden statt, die zu berichten jede Zunge sich sträubt. Sie, die schon ohnehin so Vieles leidet, soll nun durch meine Liebe nicht noch doppelt unglücklich werden. Sehen Sie, theurer Gori, das ist der Grund meines Hierseins. Sie, die mir heiliger ist, als irgend eine Heilige des Himmels, vor deren Tugend, Reinheit, Güte und Geist, ich anbetend das Knie senken möchte, wie vor einer Gottheit; sie kann ich nicht mit harten Worten gekränkt wissen, weil sie mir zugelächelt. Sie darf nicht Beleidigungen, Kränkungen ertragen, weil sie mir ein Wort des Trostes zugeflüstert hat. Vor diesem Stande der Dinge mußte ich die Flucht ergreifen, aus Besorgniß, ich möchte sonst durch eine rasche That unser Elend vollständig machen."

„Ich habe in der That nicht voraussehen können, daß der Prinz, in Italien geboren, sich der Sitte des Landes, seiner Gemahlin einen Cavalier servente zu gestatten, widerwillig zeigen würde;" sagte Gori bedächtig. „Dieser Umstand erschwert allerdings Ihr

Verhältniß zu der edlen Dame, von dem ich mir so viel Gutes für Sie versprach; denn Ihre starke Seele ist zugleich eine weiche, Ihr glühendes Herz will nicht nur abstracte Begriffe lieben, es muß einen sichtbaren Gegenstand mit seiner Flamme erwärmen können; denn ebenso finden wir es bei Dante, Michel Angelo, Petrarca und allen unsern großen Dichter-Patrioten und kein Volk der Welt hat Männer aufzuweisen, welche, wie diese, Frauen liebten und besangen. Ihre früheren Neigungen waren mit keinem Gefühle der Verehrung gemischt und eine Liebe, welche der Empfindung entbehrt, kann den Dichter nicht fördern. Jetzt war Ihr Auge nun auf ein solches Götterbild gefallen, welches alles das besaß, was die Ideale der Menschenbrust je vereint; — sie, so dachte ich, sollte die Mühe meines Alfieri werden; darum rieth ich nicht zu fliehen, was die Götter Ihnen zu Ihrem Heile verliehen. — Und jetzt, — soll diese Gabe für Sie so unersprießlich werden? — Darf ich nun wohl nicht annehmen, daß Sie Ihr Theilchen Schuld auch dabei tragen, mein junger Freund? — Ist es nicht vielleicht Ihre Abneigung gegen allen Zwang gewesen, was hier als größtes Hinderniß in Ihr Verhältniß

zu der Dame eingreift? Machen Sie nicht vielleicht Ansprüche an sie, zu welchen Sie nicht berechtigt sind? Sollten Sie nicht billig sein, den Umständen Rechnung tragen und hier und da auf die Erfüllung kleiner Wünsche verzichten, um in der Hauptsache zu gewinnen? — Konnten denn Ihre großen Vorbilder der Vergangenheit etwa nach Wahl mit den Damen ihres Herzens verkehren, mußten auch sie nicht den Verhältnissen sich unterordnen, welche schon früher da gewesen, als ihre Neigung? Erwägen Sie das ein Mal mit kaltem Blute und sagen mir dann aufrichtig, ob meine Voraussetzung eine falsche ist: — daß Sie selbst die Wünsche Ihres Herzens nicht genugsam beschränkt haben."

„Seit ich Sie höre, theurer Gori, erscheint mir Manches schon ganz anders und hier in Sienna bin ich geneigt, die ganze Schuld der Mißverhältnisse, die mich zu Boden drückten, auf mich zu nehmen," sagte Alfieri kleinlaut und mit tiefem Ernste. „Wiederum aber, versetze ich mich in Gedanken nach Florenz zurück, weiß sie mir wieder nahe, könnte sie sehen und darf es doch nicht; dann faßt mich auf's Neue jene rasende Wuth und treibt mich, sie gegen ihren Willen aufzusuchen,

wo ich sie nicht aufsuchen sollte. Da ich mich nun nicht mäßigen kann und meiner Leidenschaft nicht Herr bin, so ist es billig, daß ich ihren Frieden damit nicht störe und mich von Florenz entferne. Ich bin daher auf dem Wege nach Rom begriffen. Die alte Stadt soll mich die Weisheit lehren, welche mein Kopf dem Herzen nicht angewöhnen konnte. Ich will die Petrus-Kirche und alle großen Monumente der Vergangenheit betrachten und mich begeistern lassen von dem Ruhme für die Nachwelt, um das Glück der Minute meiner Unsterblichkeit unter den Menschen zu opfern. Vielleicht gelingt es mir, mich von meiner Flamme frei zu machen."

„Sie kennen Rom ja schon," sagte Gandellini, zweifelhaft sein Haupt bewegend, „nicht ein Mal das Ueberwältigende eines ersten Eindruckes kommt Ihnen also dort zu Hülfe. Sie hätten einen andern Ort wählen sollen, der Ihnen Neues bot, wenn Sie allen Ernstes sie zu vergessen im Sinne trugen."

„Ich kenne Rom noch gar nicht, obschon ich dort gewesen bin; denn der unwissende Jüngling verstand wenig von dem, was er sah und schmälte die alten Steinhaufen, welche den gebildeten Mann zu ernstem

Nachdenken anregen. Sie hat mich jetzt belehrt, wie falsch ich damals gesehen, wie falsch ich geurtheilt und mit ihren Augen will ich nun noch ein Mal betrachten, was sie mit sinnigem Verständniß und großer Kenntniß des Ortes mir gepriesen hat. Sie wird in meinen stillen Gedanken mein Cicerone sein und von ihrer lieben Hand geleitet, will ich die Stadt der sieben Hügel durchwandern. Das ist es, was mich die Reise nach Rom wählen ließ."

„Ach so! Nun verstehe ich!" sagte Gori und unterdrückte ein Lächeln. „Sie wollen Ihr Urtheil dort berichtigen und ihr dann das Resultat dieser neuen Anschauung mittheilen, wodurch Sie natürlich sehr bei ihr gewinnen werden. Wie lange denken Sie ungefähr dort zu verweilen?"

„Ich habe mir kein Ziel gesetzt. Vielleicht bleibe ich sogar ganz dort," sagte Alfieri empfindlich.

„So? — Hm! Das sollte mich wundern. Die öde Stadt mit den vielen Priestern und Cardinälen, möchte Ihnen auf die Länge unangenehm werden. Jedenfalls könnten Sie diese Gelegenheit benutzen, einige Lokalitäten dort recht genau zu studiren, damit sie Ihnen, als Hintergrund für Ihre Stücke, im Ge-

dächtnisse blieben; denn Rom, einstmals der Mittelpunkt der Welt, bleibt immer Rom und alles Große und jeder historische Vorwurf findet dort den besten Platz. Wie weit sind Sie mit der Verschwörung der Pazzi vorgerückt?"

„Ich habe wenig oder gar nicht gearbeitet, seit Sie bei mir waren," antwortete Alfieri mit seiner ganzen Aufrichtigkeit, die ein Umgehen der Wahrheit nicht kannte; doch dabei zugleich mit sichtlicher Beschämung.

„Ist das der Fall, dann freilich rathe auch ich recht ernstlich zu dieser Reise, oder zu jeder anderen, die Sie sich selbst wiedergiebt," sagte Gori Gandellini mit ernstem Bedauern in Miene und Ausdruck.

Alfieri sah, daß er seinem Freunde Kummer verursachte. Das trieb ihn von ihm fort. Allen, die er liebte, nur Leid bereiten, schien ihm ein Fluch seines Schicksals; mußte es aber unabänderlich so sein, oder konnte er durch sein Thun und Lassen hier mindern oder mehren, das war eine Frage, die an sich selbst zu richten er jetzt nicht umhin konnte und darüber büßte er den Schlaf der Nacht ein. Sein Verstand antwortete ihm nämlich zu seinem Nachtheile, die leise Stimme des Gewissens ließ sich durch keine Beschöni-

gungen der Selbstliebe übertäuben und mit Beschämung gestand er sich ein: sein starker Wille gehorche stets der Leidenschaft und wolle nie der Vernunft Folge leisten, alle seine Thaten zeugen von einer Willkür, einer Rebellion gegen jedes ihm vorkommende äußere Hinderniß und der Kampf mit sich selbst endige stets mit seiner völligen Niederlage. Aeußerst unzufrieden über diese gewonnene Erkenntniß seiner selbst, ließ er bei grauendem Morgen seine Pferde satteln und ritt fort, um der Demüthigung zu entgehen, so unwürdig, wie er sich jetzt erschien, seinem Freunde unter die Augen zu treten.

Langsam verfolgte er seinen Weg nach Rom, mit jedem Schritte vorwärts immer klarer über sich selbst werdend. In sich hinein schaute er und nicht um sich. Die Natur in ihrer Ruhe sprach sein bewegtes Herz nicht an; im Toben der Elemente hätte er allenfalls das Echo der eigenen Empfindungen gefunden. Die Tage schienen ihm so lang, die Nächte noch länger, während er auf hartem Pfühle ruhend, nur der Unbequemlichkeit seiner Herberge gedachte, wofür sich ihm durch das, was er sah, keine Entschädigung bot. So kam er in Rom an.

Hell leuchtete die Sonne über den Monte Pincio herab, als er den Piazza di Spagna erreichte, welcher der Wohnung des Gesandten von Spanien seinen Namen entlehnt hat. Er übergab dem Diener die Zügel des Pferdes und stieg ohne Weiteres die breite Treppe hinauf zu dem auf der Höhe gelegenen Kloster, worin sich der heilige Georg von Guido Reni befindet. Sie hatte ihm dessen Schönheit gerühmt; er wollte ihn nun mit ihren Augen betrachten. Lange stand er vor dem Bilde. Klar wurde es ihm in dessen Anschauen, daß die Macht des Schönen auf sein Gemüth nur schwach sei, dahingegen das Große und Erhabene ihn bis zu Thränen rühren konnte. Er hatte jedoch versprochen, sein Auge diesem Einflusse nicht zu verschließen, damit ihm auch dafür nach und nach der Sinn aufgehe und die zu herbe Seite seines Wesens mildere.

Als er wieder vor die Thüre hinaustrat, war die Sonne schon im Scheiden. In Purpurgluth getaucht erschien der weite Horizont vor ihm; die sanften Linien des Albaner Gebirges umhüllte eine dunkele Wolke und auf die weite, öde Fläche der Campagna senkten sich die Schatten des Abends. Tiefe Stille herrschte

um ihn. Die Hauptstadt der christlichen Welt weiß wenig von dem Geräusche großer Städte. Musik, Tanz, Lustbarkeiten kennt das Volk nicht. Seine Freuden soll es in den Kirchen finden, seine Schaulust an den Prozessionen sättigen.

Glockentöne luden zum Ave Maria ein; sonst regte sich nichts. Auch unter ihm in den Straßen herrschte das gleiche Schweigen. Der Vatican, dieses Meer von Gebäuden, worin Pius VI., der schönste, geistreichste und eitelste aller Päpste, thronte, lag in ernster Ruhe da. Die Peterskirche, das Colosseum, die Engelsburg und das Capitol betrachtete er, sein Auge gedankenvoll auf allen diesen Punkten festhaltend, mit der Frage an sich: ob denn diese Gebäude wirklich schön seien, oder nur durch die Tradition diesen magischen Reiz gewännen?

Die ganze Geschichte der civilisirten Welt lag gleichsam in diesen Monumenten vor ihm aufgerollt da und traurig stimmte ihn der Gedanke an das, was die Jahrtausende hier gereift. Zu lernen war hier viel. Jede zerbrochene Mauer bot einen überwundenen Standpunkt des menschlichen Geschlechtes, fast Alles war hier „schon ein Mal da gewesen“ und was nun

noch aus dieser Hierarchie emporzuwachsen möglich, wagte er nicht enträthseln, noch der Vorsehung diese Frage vorlegen zu wollen.

Die Pinien in den Gärten der Villa Borghese wurden indessen immer schwärzer, die große Feuerkugel am Horizonte senkte sich immer tiefer und die Campagna überzogen nebelhafte Dünste. Ein Schauer rann durch seine Glieder. Der gewaltige Unterschied der Atmosphäre, welcher hier so plötzlich von Wärme zu schneidender Kälte übergeht und die bösartigen römischen Fieber erzeugt, wurde auch ihm empfindlich fühlbar und trotz seiner nichts weniger als schwachen Nerven, durchrieselte ihn ein solches Frösteln, daß er seinen Ueberrock fester knöpfend, die Stufen hinab, seiner Wohnung zueilte.

Die Sehnsucht nach ihr erwachte wieder. Er schalt sich einen Thoren, daß er das zu fliehen suchte, was ihn glücklich machte und setzte sich hin, um in einem Gedichte dem Strome seiner sehnsüchtigen Gefühle Worte zu leihen. So entstand jenes herrliche Sonett: „Vuota insalubre region“, das, wie die meisten seiner Gedichte, ein Ausdruck seiner unmittel-

baren Empfindung war und darum durch Kraft und Innigkeit bezaubernd wirkt.

Bis tief in die Nacht hinein fesselte ihn diese Beschäftigung. Es that ihm wohl, das innere Weh, seine Sehnsucht und seine Zweifel, sein Hoffen und sein Fürchten zu einem Kunstwerke zn gestalten und es dann, wie etwas, das nicht mehr zu ihm gehörte, zu übersehen.

Der Morgen fand ihn darauf selbstzufriedener und auch heiterer. Er hatte seine schöpferische Kraft zu seiner eigenen Genugthuung erprobt und wieder neue Lust an dieser Beschäftigung gewonnen. Doch des Wunsches der Gräfin von Albany gedenkend, eilte er vorerst Rom in Augenschein zu nehmen.

Einem unbestimmmten Drange folgend, ritt er nach Frascati, des Herzogs von York gewöhnlichem Aufenthalte, hinüber. Henry Stuart, ein sehr frommer Mann, vom Himmel mit geistigen Gaben nur sparsam ausgestattet, war seiner Schwägerin sehr gewogen, lebte aber mit seinen Bruder auf etwas gespanntem Fuße, wozu wohl mancherlei Gründe vorlagen. Alfieri hätte diese Stimmung zu Ungunsten des Prätendenten gern zu seinem Vortheile benutzt; als er jedoch an die

Thüre des Palazzo kam und Einlaß begehren wollte, entfiel ihm der Muth dazu. In dem entscheidenden Momente mochte sein richtiges Gefühl ihm sagen, daß der Cardinal, trotz seiner Mißstimmung gegen den Prätendenten, dem Cavaliere servente von dessen Gemahlin immer noch seine Gewogenheit vorenthalten würde. So ließ er es sich denn gegnügen, ihn aus der Ferne zu betrachten und kehrte unverrichteter Sache nach Rom zurück.

Täglich irrte er nun in der Landschaft umher; vertiefte sich mit seinen Gedanken dabei in die Geschichte der vergangen Zeiten, besah Aquaducte, Thermen und Tempel und gönnte seiner Phantasie den weitesten Spielraum. Auf Gräbern und Ruinen träumte er von der dahingeschwundenen Pracht und suchte das Einst vor seinem inneren Auge heraufzubeschwören.

Dazwischen fuhr er dann wieder aus seinen Gedanken empor, um mit fragendem Blicke das Gegenwärtige zu mustern und sein Verweilen bei dem Entschwundenen eine Thorheit zu schelten.

Was er vor sich sah, waren Ruinen und Schutthaufen, unter denen ein entartetes Volk lebte, dem nichts davon angehörte, das gleichgültig auf diese

Denkmäler der einstigen Größe blickte und sich in knechtischer Unterwürfigkeit einer Gewalt beugte, der es sich mit gutem Rechte hätte entziehen können und sollen.

Die Gräfin verlangte, daß er an diesen Scherbenhügeln Gefallen finde und eine Stadt bewunderte, welche ein Spielball von Zufälligkeiten aller Art, aus allerlei Bausteinen zusammengekittet war, von denen keiner am rechten Orte lag.

Was hier fehlte, war Einheit und Harmonie, diese zu allem Schönen unerläßlichen Bedingungen. Der Beschauende vermißte auf jedem Schritte Gedanken, Absicht und Zweck, so wie jede Einheit. Dort gewahrte er ein Stück Forum in der Tiefe, hier eine Tempelruine, dazwischen standen Klöster und Kirchen die Menge, aufgebaut aus dem Material alter Paläste, Kutten und Priesterröcke ersetzten den kriegerischen Pomp des alten Roms, scheinheilige Mienen waren an die Stelle des Stolzes getreten und ein großer Trödelmarkt schien diese weitläuftige Stadt jetzt zu sein.

Allabendlich betete der schöne Papst Pius vor der Statue des Apostel Petrus, dessen Stuhl er einnahm, uneingedenk, daß er sein Knie vor einem Jupiter

Tonens beugte, den man in einen christlichen Heiligen umgewandelt hatte, wobei der Donnerkeil in seiner Hand, dem Schlüssel zum Himmelreiche gewichen war, während der Zorn des Herrn der Götter einer milden Vergebung Platz machen müssen.

Dem Papste konnte diese Umgestaltung des heidnischen Gottes in seinen Schutzpatron kein Geheimniß sein und dennoch beugte er sein Knie davor. Das Volk sah ihm dabei zu, von seinem Unglauben überzeugt.

Auf diese Weise betrog und täuschte hier ein Jeder.

Die Polizei war die allerschlechteste in der ganzen Welt, man konnte morden und gemordet werden, ohne Furcht vor Entdeckung oder Strafe. Das einst so berichtigte Aqua Tofana leistete immer noch hier seine Dienste; denn Niemand steuerte dem Verkaufe oder der Einführung dieses Giftes.

Das Volk hegte weder Zuneigung für den Papst noch achtete es ihn und machte seinen Unwillen sogar oft in lauten Schimpfreden Luft. Alfieri war Ohrenzeuge davon und es verdroß ihn, daß die Leute nur mit Worten ihre Schmach zu rächen versuchten. Sie waren arm, elend und verworfen, dabei von fremden

Söldlingen behütet; das benahm ihnen den Muth, sich frei machen zu wollen.

Wer gab Karl dem Großen das Recht, Rom an einen Bischof der christlichen Kirche zu verschenken? Konnte ein Volk, gleich einer Heerde Schafe, den Besitzer wechseln? War es frei geborener Männer würdig, diesen Handel mit sich treiben zu lassen?

Solche und ähnliche Fragen verdarben Alfieri häufig die Stimmung und sein Tyrannenhaß, den er auch auf das Oberhaupt der Kirche übertrug, weil er Söldlinge in seinem Dienste, um das Volk zu knechten, hielt, nährte sich hier mit neuem Feuer. Wo er den bunten Rock eines Soldaten nur sah, da witterte er überall auch Ungerechtigkeit und Unterdrückung.

Das christliche Rom wurde ihm mit jedem Tage zu einer hassenswertheren Lüge und wäre er nicht Einer gegen Viele gewesen, so möchte er hier zu einem Brutus geworden sein. So aber weckte er nur die Sehnsucht nach Mittheilung dessen, was ihn hier so schwer drückte. Ja, er bedurfte eines Herzens, das mit ihm empfand, das mit ihm lebte, liebte und litt! Gerade diese Einsamkeit zu ertragen, war ihm bei

seinem lebhaften Empfinden nicht möglich. Er erkannte nun erst recht, was er an der Gräfin besessen und schalt seine Thorheit, welche ihn zu Ansprüchen an sie verleitet, die ihr Vernehmen stören müssen. Sie täglich sehen zu können, schien ihm jetzt ein unbeschreibliches Glück, ein halbes Wort, ihr zugeflüstert, eine nicht zu schildernde Wonne, ihr durch einen Blick sagen zu können, wie glücklich ihre Nähe ihn mache, der himmlischen Seligkeit vergleichlich!

Er stand vor der Peterskirche und hörte dem Plätschern der herrlichen Springbrunnen zu, während sein Herz immer lauter vor Sehnsucht nach ihr pochte. Nichts vermochte ihn mehr zu beruhigen, nichts seinen Aufenthalt erträglich zu machen, er mußte nach Florenz zurückkehren, es litt ihn hier nicht länger.

Er eilte nach Hause und schrieb an seinen Freund Gori, ihm offen bekennend, zu welcher Ueberzeugung er hier gelangt sei und ihn um Verzeihung bittend, daß er seinem Rathe nicht früher gefolgt. Er wollte auf der Rückreise wieder bei ihm vorsprechen, wünschte aber seinen Freund auf seine Ankunft und die Gründe seines schnellen Aufbruches von Rom vorbereitet zu

finden. Er ließ seinen Brief daher um einen Tag sich vorausgehen und verließ dann, nach einem Aufenthalte von zwei Wochen, die ewige Stadt mit dem Wunsche, sie nie wieder zu sehen.

Zehntes Kapitel.

Der Leseabend.

Alfieri mußte der Gräfin Albany bei seiner Rückkehr versprechen, ihr an einem Abende, wo sie keine Gäste erwartete, eine seiner Tragödien vorlesen zu wollen. Ihm war nun in der Erwartung so feierlich zu Muthe, als ob die Götter ihn an einem ihrer Festmahle Theil zu nehmen beschieden, als er an dem genannten Tage, während die anberaumte Stunde näher rückte, unter seinen Manuscripten wählte und wählte, ohne mit sich einig werden zu können, welche seiner Schöpfungen auf seine Hörer den günstigsten Eindruck hervorbringen würde. Bald entschloß er sich zu dem einen, bald zu dem andern seiner Stücke, und endlich hätte er am liebsten noch erst eine ganz neue

Tragödie für diesen speciellen Fall geschrieben, denn ihr Lob sollte heute das erste Blatt zu seinem Lorbeerkranze liefern. War sie bewegt, erschütterte sie sein Vortrag, folgte sie ihm gespannt, las ihr Auge die Worte, noch bevor er sie gesprochen, von seinen Lippen, dann war der Sieg gewonnen, und jubelnd setzten seine Gedanken bei diesem Ausgange die grüne Krone auf sein Haupt.

Doch auch das Gegentheil malte seine Phantasie ihm mit nicht minder lebhaften Farben aus, und mit jenem trüben Blicke ausgestattet, welcher die Zukunft stets in einen Trauermantel hüllt, senkte er niedergeschlagen sein Haupt, wenn er sich den Tadel des kleinen Auditoriums vorstellte und in dessen Mienen las, daß man seine Begabung als Dichter bezweifelte.

Endlich war der ersehnte und zugleich gefürchtete Abend da. Die Flügel, welche die Götter ihren Boten gaben, hatte die Liebe ihm verliehen. Sein Manuscript in der Hand, erreichte er fast athemlos den Palazzo Guadagni. Er war natürlich viel zu früh gekommen und ging nun langsam die breite Treppe zu den Wohngemächern hinauf, sich mit Beschämung fragend: warum er so sehr geeilt?

In einem kleinen, mit schönen Wandgemälden gezierten Salon, ihrem Lieblingsaufenthalte, empfing ihn die Gräfin Albany. Signora Orlandini, nebst Herrn Gehegan waren gleichfalls gegenwärtig, beide hatten, wie oft, so auch heute beim Prätendenten gespeist. Dieser trug seinen rothen Rock mit Goldborten und darüber den Hosenbandorden; er saß schläfrig in seinem Ruhestuhle und warf dem Dichter bei seinem Eintritte einen Blick zu, welcher nicht gerade von Theilnahme für sein Streben sprach.

Der kleine Kreis rückte nun dicht um einen Tisch zusammen, vor dessen Mitte Alfieri Platz nahm. Ein Armleuchter mit acht Kerzen warf seinen hellen Schein auf sein Manuscript. Die Gräfin setzte sich ihm gegenüber. Sie war heute von einer reizenden Liebenswürdigkeit, und, beflissen ihn durch ihren Antheil und ihre Erwartung zu ermuthigen, theilte ihre Begierde, zu hören, sich den Uebrigen mit.

Alfieri's Wahl war schließlich auf Filippo gefallen. Er erklärte, bevor er begann, das darin behandelte Thema, so wie seine Absicht, durch Form und Sprache eine neue Aera der Dichtkunst für sein Vaterland anzubahnen. Alle Nebenpersonen, alles, was den bloßen

Effect anging, war daraus weggelassen, wenige Gestalten nur erschienen auf der Bühne, und der Kampf der Leidenschaft bedingte ganz allein das Interesse an dem Vorgange. Das süßlich Weichliche der italienischen Verse stand im grellsten Gegensatze zu seiner einfachen kräftigen, oft harten Diction. „Wie das Volk ist, so schafft es sich die Sprache," bemerkte er. „Wir sind entartete Kinder dieses Bodens, und reden, wie wir denken; alle Kraft, alle Energie, alle Männlichkeit ist von uns gewichen. Doch verzweifeln wir nicht an einer neuen Morgenröthe der Freiheit für uns, und wenn meine Worte diese um eine Stunde früher heraufbeschwören sollten, so wäre meine Mission als Bürger und Patriot schon erfüllt."

Der Prätendent räusperte sich, als er dies sagte, denn ihm schien die Gesinnung des jungen Piemontesen sehr wenig ehrenwerth zu sein; vielleicht hätte er das auch laut geäußert, wenn die Gräfin, seine Absicht ahnend, nicht mit feinem Tacte ihm zuvorgekommen wäre und um den Anfang der Lectüre gebeten hätte.

„Lassen Sie uns erst hören, was Sie geschaffen haben, und dann darüber reden, welche Gründe Sie

dabei leiteten, denn so verständigt man sich am leichtesten und besten," sagte sie.

Er begann demzufolge.

Mit einem starken, vollen Organe ausgestattet, las er seine eigenen Arbeiten mit sehr viel, ja mit viel zu viel Pathos vor. Es ist eine alte Erfahrung, daß Dichter ihre eigenen Schöpfungen nicht lesen können, so ging es denn auch Alfieri. Er las sich warm, er steigerte sich, bis ihm die Stimme fast versagte, er wurde lauter und lauter, bis er förmlich schrie, und das Ohr der Hörer peinlich ermüdete.

Der Prätendent machte eine höhnische Miene dazu. Er sah lächelnd und herausfordernd seine Gemahlin an, diese aber vermied seinen Blick und hörte nur zu. Des Dichters Auge suchte sie ja bei seinen Worten und sie vermied das seinige nicht.

Die Liebe, das Hauptmotiv dieses Stückes, führt durch die Eifersucht zum Brudermorde, und der Vater ersticht dann schließlich den Sohn. Der Kampf der Leidenschaft war darin bis an seine äußersten Grenzen geführt. Der Dichter hatte die ganze in ihm lodernde Gluth ausströmen lassen und durch den Mund der handelnden Personen das eigene volle Herz erleichtert.

Dazu sah er sich gegenüber dieses dunkele Auge, in das zu blicken seine ganze Seligkeit ausmachte, kein Wunder also, wenn er mit einem Tone der Wahrheit seine Dichtung vortrug, welche die Vermuthung erweckte, daß man Erlebtes und Empfundenes von ihm höre.

Die Gräfin wurde bleich wie der Tod und senkte bewegt das Auge zu Boden. Gehegan sah seine Elisabeth an. Regungslos blieb Jeder bis zum Schlusse des Vortrags an seinem Platze. Der Prätendent blickte verwundert um sich.

Alfieri legte, als er geendigt, still die Blätter zusammen. Er war zufrieden, seine Hörer zu erschüttert zu sehen, um ihm mit einer Phrase der Höflichkeit danken zu wollen. So blieb ihm Zeit, erst selbst wieder Fassung zu gewinnen, bevor sie ihre Meinungen äußerten.

Er stand auf und ging einige Male im Zimmer auf und ab, dann zog es ihn in die Nähe der Gräfin zurück, und wie forschend blieb er vor ihr stehen.

Sie richtete das dunkele Auge zu ihm empor und reichte ihm die kleine weiche Hand hin, welche rosige Grübchen auf jedem Knöchel trug. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie, aber leise, als ob sie dem Tone ihrer Stimme

noch keine Festigkeit zutraue. „Fahren Sie fort auf diesem Wege und Sie werden Ihrem Vaterlande besser durch die Kraft Ihres Wortes dienen, als Andere es mit dem Schwerte thun. Es weht ein Geist in dieser Dichtung, der mir wohlthut. Ich fühle es, daß Sie damit starke Menschen erziehen können.“

„Sie halten da eine sehr erbauliche, aber höchst sonderbare Rede, Madame!“ sagte der Prätendent mißbilligend. „Ich kann es durchaus nicht gut heißen, Leidenschaften, die zum Verbrechen führen, zu besingen und auf die Bühne zu bringen. Es wird keinen Effect machen. Wenn Graf Alfieri durchaus schreiben will, so sollte er die Thaten von Königen verherrlichen. Ich wüßte viele sehr gute Stoffe zu einem Drama, und sogar mein eigenes Leben könnte, im rechten Sinne aufgefaßt, von großer Wirkung sein und den Engländern die Augen über manches öffnen, was der Parteigeist sie zu sehen verhindert. Den Filippo würde ich aber unter allen Umständen verbieten, wenn ich die Macht dazu hätte.“

„Darf ich fragen, was Euere Majestät daran zu tadeln finden?“ fragte Signora Orlandini, die aufsteigende Wolke auf Alfieri's Stirne bemerkend.

„Es rührt mich nicht und es amüsirt mich nicht," erwiederte der Prätendent. „Ich muß entweder lachen oder weinen können im Theater, denn was dazwischen liegt, ist gar nichts."

„Das ist also wohl der Grund, weshalb Sie in Ihrer Loge gewöhnlich schlafen?" fragte die hübsche Frau boshaft.

„Wohl möglich, Signora," sagte er gereizt. „Ich kann nicht leugnen, daß mir dieser hohle Pathos der italienischen Tragödien zuwider ist, obwohl ich im Lande aufgewachsen bin und die Sprache und die Sitten aus Gewohnheit liebe. Der letztere Grund führt mich daher auch in das Theater. Wie soll man seine Abende sonst hinbringen? Alle Welt ist dort, folglich gehe auch ich hin."

„Wenn Ihnen jene Stücke nicht gefallen, so müßten Sie um so lieber eine Sprache hören, die Sie an unsern Shakespeare erinnert," versetzte die junge Frau entschlossen, wie es schien, dem Prätendenten seinen Tadel zu verleiden.

„Ich habe den noch nie leiden mögen. Auch konnte er nur unter der Regierung einer Elisabeth emporkommen; wir Stuarts hätten die Sprache nicht geduldet.

Wenn man auf der Bühne Könige behandelt, als wären sie Menschen und weiter nichts, so gewöhnt sich das Volk daran, sie auch mit solchen Augen zu betrachten und setzt uns nach Belieben ab und ein."

„Die Bühne ist eine große Lehrmeisterin. Unsere Könige hätten dort manches lernen können, wenn sie sonst nur gewollt hätten," bemerkte Gehegan.

„Sie sprechen, wie Sie es verstehen," sagte der Prätendent verdrießlich. „Ich weiß wohl, daß ein König nicht alles durchsetzen kann, aber ich weiß auch, daß er die Macht und das Recht dazu hat, und von Gott dazu eingesetzt ist. Nur muß er es mit der Majorität des Volkes halten und keine religiösen Vorurtheile bekämpfen wollen. Ich habe einen Protestanten zum Gouverneur gehabt und meine Kinder hätte ich in der protestantischen Kirche erziehen lassen."

„Das ist nicht Ihr Ernst, Sire!" sagte Gehegan entsetzt, denn er, als Irländer und guter Katholik, war damit keineswegs einverstanden.

„Mein völliger Ernst!" versetzte Carl Eduard. „Man lernt nicht von der Bühne allein; das Leben selbst ist eine weit bessere Schule noch, und ich weiß mehr durch meine Erfahrungen, als mir zu wissen

frommt. Doch reden wir davon nicht weiter. Es ist ja nun einmal alles vorbei für mich. Meine Rolle ist ausgespielt.“

„Wer weiß?“ nahm Signora Orlandini das Wort, um eine Unterhaltung fortzusetzen, welche Alfieri Zeit ließ, mit der Gräfin einige Worte halb leise wechseln zu können. „Alle Tage ereignen sich die seltsamsten Dinge. Warum sollten nicht eines schönen Morgens die Engländer ihren rechtmäßigen König wieder begehren können?“

„Madame, das geht zu weit!“ rief Carl Eduard, und Zorn blitzte in seinen Augen. „Mir das zu sagen, während Sie wissen, wie unfähig ich bin, jetzt noch den Thron zu besteigen, ist geradezu abscheulich von Ihnen.“

„Ich meinte es gut,“ sagte sie bittend. „Verzeihung, Sire?“

„Ich bin kein Kind, Madame, das man mit bunten Spielsachen amüsiren kann; ich bin ein alter Mann, bin krank und gebrechlich, bin lebensmüde und jeder Hoffnung baar, wie kann man mit mir jetzt von einem Wechsel der Verhältnisse reden?“ versetzte er, immer noch unwillig.

„Der Geist hat wunderbare Macht über den Körper, und eine plötzliche große Freude könnte Ew. Majestät gesunkene Kräfte mit einem Male heben," sagte sie mit Ueberzeugung.

„Ich will dem nicht widersprechen, ich glaube selbst, daß es so sein könnte; allein — die Freude wird nicht kommen und ich werde bleiben, wie ich bin. Ja, wenn ich Kinder hätte!" Er warf dabei einen vorwurfsvollen Blick auf seine Gemahlin hinüber und fand diese in eifrigem Gespräche mit dem Dichter. Er räusperte sich. Sie wandte ihr Haupt nach ihm um, doch ohne sich weiter in ihrem Gespräche stören zu lassen. Signora Orlandini knüpfte nun sogleich ihre Unterhaltung mit dem Prätendenten wieder an, konnte ihn aber nicht abhalten, sein Auge beständig von ihr ab nach der andern Seite hin zu wenden, wo jene saßen.

Die Gräfin bat Alfieri so eben mit rechtem Ernste, an die Vollendung seiner übrigen Tragödien zu gehen und sie dann dem Drucke sogleich zu übergeben. Seit seiner Reise nach Rom war sie mehr noch besorgt, als früher, ihn in eine Apathie verfallen zu sehen, welche ihn dann Hindernisse zu seinem Berufe als

Dichter suchen ließ, die nicht wirklich existirten und nur durch seine Stimmung hervorgerufen wurden.

Erst seine Entfernung hatte sie darüber belehrt, was sie mit ihm verloren.

Sie wußte nichts von seiner schnellen Rückkehr und glaubte ihn noch in Rom, als er schon wieder in Florenz eingetroffen war.

Wie gewöhnlich ihren Abend im Theater zubringend, hatte sie im Vordergrunde ihrer Loge in ihren Sessel zurückgelehnt gesessen und gleichgültig die ihr jetzt durch die Gewohnheit nicht mehr unterhaltende Vorstellung eines Lustspieles von Goldoni angesehen, als er unten im Parterre erschienen war. Sie hatte ihn nicht bemerkt. Traurig irrte ihr Auge umher, ohne Interesse an dem Vorgange. Sie konnte sich den oft faden Scherzen auf der Bühne nicht mehr leihen, wie sonst. Sie war älter und ernster geworden, ihr unglückliches Loos hatte sie gereift. Seit Alfieri sie verlassen, fühlte sie mehr noch ihre trübe Lage und um den schönen Mund spielte ein Zug der Wehmuth, der diese Stimmung verrieth.

Sie hatte im Umgange mit ihm das Glück kennen lernen, sich verstanden zu sehen und mit einem halben

Worte dem Anderen mittheilen zu können, was sie dachte, litt und empfand. Geschwunden war der süße Traum einer Freundschaft, welche für die vermißten Freuden der Ehe eine Entschädigung bot. Er hatte sie verlassen, weil sie sich von Pflichten nicht lossagen konnte, durfte und wollte, welche die Ehre zu üben befahl. Sie fühlte, daß sie ihrer Stellung im Leben genügen mußte. Wenn er das nicht einsehen wollte, so war es besser, daß er ging; aber der letzte Schatten von Glück ging auch für sie mit ihm dahin.

Keine Ahnung sagte ihr, daß sie ihn bereits wieder gewonnen.

Wo mochte er jetzt sein, wo streifte er umher, ihrer zu vergessen? fragte sie sich, auf die Bühne blickend. Da wandte sie ihr Haupt, wie von Ungefähr, als habe eine innere Eingebung es ihr geheißen, nach der Seite hin, wo er stand und den Blick unverwandt auf sie gerichtet hielt — er, den sie in weiter Ferne suchte. Mit Mühe nur hielt sie den lauten Aufschrei ihres Herzens bei dieser unerwarteten Erscheinung auf der Lippe zurück; doch den Strahl der Freude, der wie Sonnenschein ihr Gesicht verklärte, den hatte er gesehen, und dadurch die Ueberzeugung gewonnen, es sei

das Glück dieses Wiedersehens ein gemeinsames für Beide gewesen.

Sie wußte nun, daß er sie zu fliehen nicht vermocht habe. Er mußte es nun versuchen, in ihrer Nähe unter den Bedingungen auszuharren, welchen er sich zu unterwerfen gezwungen war, wenn ihr häusliches Leben nicht ein grenzenlos elendes sein sollte.

Mit dieser Ueberzeugung begrüßte sie den Rückkehrenden.

So ungestört lange, wie heute nach seiner beendigten Vorlesung, hatte sie sich, seit er in Rom gewesen, noch nicht mit ihm unterhalten können. Wohlthätig fühlte ihr Herz die Erleichterung, ihm alles das auszusprechen, was so schwer auf ihr gelastet: ihre Wünsche in Bezug auf seine Arbeiten, die Verwendung seiner Zeit, sein Streben, etwas Großes, etwas Bedeutendes zu leisten. Für einen Mann sollte dies die Aufgabe seines Lebens sein, vor der die Empfindungen des Herzens schweigen mußten, erklärte sie ihm so eben. Was frage die Nachwelt ihn viel, welche Frau seine Liebe besessen? Wohl aber frage sie ihn danach, wie er seine Anlagen benutzt, was er seinem Vaterlande geleistet, wie er das Wohl seiner Mitmenschen gefördert

habe. Sie sprach sich warm über dieses Thema aus und überhörte geflissentlich das wiederholte Räuspern des Prätendenten, welcher diese Privatunterhaltung nicht zum guten Ton gehörig rechnete.

„Wunderbar!" rief Alfieri sehr erregt aus. „Sie stellen mir solche Aufgaben? — Sie? Ich soll meinem Ruhm leben und Ihrer vergessen? Das verlangen Sie?"

„Nein doch, nein! So weit geht meine Uneigennützigkeit nicht, mein Freund," fiel die Gräfin ein. „Ich will Theil nehmen an Ihrem Schaffen und damit auch an Ihrem Ruhme. — Indem Sie mir diesen Vorzug gönnen, bereichern Sie mein geistig armes Leben und lassen mich den schwachen Schein eines Glückes empfinden, das mir ewig versagt ist. Ueben Sie Ihre Großmuth an mir, indem Sie mit mir dulden, mit mir tragen, und eine kleine Unbill nicht rächen. Sie haben ja so vielen Ersatz dafür, ich einen so geringen im Verhältniß zu dem, was ich leide. Sie können Ihren Schmerz und Ihre Freude aussingen, ich muß beides tief in meiner Brust verschließen. Wuchern Sie also mit dem Ihnen verliehenen Pfunde. Kämpfen Sie mit Worten für Ihre Ueberzeugungen!

Bahnen Sie den Weg an zu einer Freiheit, deren endlich doch dies schöne Land theilhaftig werden muß. Lassen Sie den Heldengeist vergangener Jahrhunderte aus den Gräbern erstehen und die kommenden Generationen sich an den großen Beispielen erstärken. — Kämpfen Sie auf diese Weise für das Recht und die Wahrheit, und Sie haben mehr für Ihre Zeit gethan, wie wenn Sie in hundert Schlachten brav mitgefochten hätten."

„Hier meine Hand darauf an Eides Statt," rief Alfieri, glühend vor Liebe und Begeisterung, „daß ich erfüllen will, was Sie mich in dieser Stunde heißen und treu meinem Schwure sollen Sie mich finden, bis dieses Herz zu schlagen aufgehört! — Ich will dem Ruhme und damit auch zugleich dem Vaterlande und meiner Liebe dienen! Vor meinen Augen wird es plötzlich klar, wohin mein Pfad führen muß, und nicht mehr soll mein Fuß jetzt irren, nicht mehr will ich einer Frau gegenüber, die das Höchste von mir begehrt, klein erscheinen."

„Sie reden sich warm," sagte der Prätendent aufstehend. „Nachdem Sie sich schon beim Lesen so sehr angestrengt haben, wäre es unverantwortlich, Ihre

Lunge noch fernerer Thätigkeit aussetzen zu wollen. Ich danke Ihnen für den genußreichen Abend."

Diese mit spöttischer Miene an Alfieri gerichteten Worte begleitete ein Zeichen zum Aufbruche.

Alfieri tanzte es im Hinausgehen noch vor den Augen. In die stille Nacht tretend, hätte er sich auf sein Angesicht werfen und zum Himmel hinaufschreien mögen:

„Gott! Ein solches Wesen trägt Deine Erde, und was bin denn ich, daß Du ihr Glück in meine Hand legtest?"

Zu sprechen war ihm unmöglich, stumm schied er daher von Gehegan und seiner Donna, um noch am Ufer des Arno auf und ab zu wandeln und der gewaltigen Aufregung Herr zu werden. Sie liebte ihn, das konnte er sich nicht verhehlen; sie liebte ihn mehr als sich selbst, denn sein Glück war ihr ja theurer, als das eigene. Und er — hatte nur an sich gedacht und nur die Befriedigung seiner eigenen Wünsche gesucht, selbst wo es auf Kosten ihres Glückes, ihrer Ruhe, ihrer Ehre geschehen mußte. Mit Beschämung bekannte er sich das jetzt.

„Ja, sie steht weit über mir,“ schloß er sein Selbstgespräch. — „Wir Männer sind aus roherem Stoffe gewoben; das wahrhaft Schöne, Edle, Große offenbart sich uns immer nur durch das vollkommene Weib.“

Elftes Kapitel.

Der Lorbeer und der Bettelstab.

Auf seinen vielfachen Reisen war Alfieri in Lissabon mit seinem Landsmann, dem Abbate Tommeso Valpergo di Caluso zusammen getroffen, welcher sich bei seinem Bruder, dem dort accreditirten Gesandten von Sardinien, aufhielt.

Der würdige Mann hatte den Jüngling, welcher die Welt durchstreifte und Belehrung auf der großen Landstraße suchte, bemitleidet, und ihm großen Antheil bewiesen, ja ihm sogar mit Güte und Duldung zugehört, wenn er ohne Verständniß tadelte, und ohne Kenntnisse Menschen und Dinge critisirte.

Der Abbate war ein tüchtiger Gelehrter, voll Liebe zu den Wissenschaften, fand aber in seinem Vaterlande

den ihm gebührenden Platz nicht. Er sprach gegen Alfieri oft sein aufrichtiges Bedauern darüber aus, Sardinien in dem Punkte der geistigen Fortschritte gegen andere Staaten im Rückstande zu sehen, und ermahnte ihn, als Patriot und als Edelmann, aus allen Kräften hier befördernd einzuwirken und selbst mit dem Lichte seines Geistes vorzuleuchten, damit ein neuer Morgen der allgemeineren Volksbildung für Sardinien tage.

Diese Saat war bei dem jungen Grafen auf einen fruchtbaren Boden gefallen. Wie einst Gravina den Genius Metastasio's aus seinem Schlummer erweckte, so dankt Italien dem Abbate Caluso den Dichter Alfieri, und das Erwachen eines neuen Geistes in seiner Literatur.

Der Abbate war vor kurzem in seine Heimath zurückgekehrt. Hier machte seine Familie mannigfache Ansprüche an seine Zeit, und quälte ihn mit ihrer Gastfreundschaft, wodurch er sich in seinen Studien unterbrochen, an seinen Lieblingsbeschäftigungen verhindert sah. Außerdem mochte ihn auch noch der militärische Geist, welcher den Tambour so oft in der guten Stadt Turin ertönen ließ, unangenehm berühren;

genug, eine Sehnsucht erwachte in ihm, den Theil Italiens zu besuchen, wo damals die Wissenschaften ihren Sitz aufgeschlagen hatten, und, so lange der Großherzog Leopold dort verweilte, sich auch des besten Schutzes erfreuten. Er brach also auf nach Florenz, und überraschte seinen jungen Freund Alfieri am Morgen nach jener Vorlesung im Palazzo Guadagni, als dieser eben noch bemüht war, die glücklichen Träume dieser Nacht von der Wahrheit des Erlebten zu sondern.

Er konnte sich lange nicht über diesen Zuwachs zu seinem Glücke fassen; denn von allen Freunden war ihm keiner so theuer wie der Abbate, und auch zu keinem sah er mit einer gleichen auf Hochachtung gegründeten Liebe und Verehrung empor.

„Das Schicksal selbst nimmt sich meiner jetzt sichtlich an," rief er jubelnd; „denn es hat mir eine Liebe gewährt, wie sie der Dichter zu seiner höchsten Begeisterung bedarf; und fügt dieser Gunst nun noch den Besuch eines Freundes hinzu, dessen weiser Rath meine schwachen Schritte auf dem Wege zum Ruhme in jedem Bezug zu leiten befähigt ist. — Müßte ich nun nicht undankbar sein, wenn ich so große Gaben unbe-

nutzt lassen wollte? Herrlicher, vortrefflicher Mann! Wie glücklich haben Sie Ihren Alfieri durch Ihre Gegenwart gemacht! Sie denken nun gewiß auch längere Zeit hier zu verweilen, es ist nicht bloß ein flüchtiger Besuch, mit dem Sie mich täuschen wollen, ich habe Sie nicht nur wiedergefunden, sondern soll Sie nun auch besitzen, und von Ihnen lernen. Sie werden mir, wie sonst, ein geduldiges Ohr leihen, und mich in meinen Studien leiten. Ich darf Ihnen meine schlechten Verse vorlesen, die immer noch der Harmonie entbehren, und Ihr geübtes Ohr wird mir sagen, wo ich das Metrum falsch gewählt, damit ich deren Maß, durch Ihren Tadel geleitet, nach allen Regeln der Kunst, schleife und feile. Sie sind gekommen, um sich meinen ewigen Dank durch diesen Dienst zu verdienen."

„Wir wollen den Virgil mit einander lesen, dies Muster des Styls wird Ihren Geschmack bilden helfen, mein junger Freund," sagte der Abbate herzlich. „Sie wissen, wie lange ich dies schon für Sie gewünscht, und Ihnen schriftlich diese Lection anempfohlen habe; doch mußte ich selbst erst kommen, um Sie zu dem Studium zu vermögen."

„Damit Ihre Freundschaft für den unwissenden Jüngling sich selbst überbiete," rief Alfieri, und schloß den Abbate an seine Brust. „Jetzt, wo ich Sie halte," fuhr er feurig fort, „jetzt will ich auch nicht zweifeln und zagen; — ein Wink vom Himmel soll mir Ihr Kommen sein. Die lästigen Ketten will ich abstreifen, welche bis dahin meine Schritte hemmten; dem Heimathlande den Scheidebrief hinwerfen, und als freier Mann vor die Mitwelt, ihren Beifall fordernd, hintreten."

„Halt, halt! Nicht so rasch, mein junger Freund!" sagte der Abbate bedächtig. „Lassen Sie mich erst erfahren, um was es sich handelt, und dann auch ein Wörtchen mit einsprechen, bevor Sie so gewaltsam an dem Bestehenden rütteln."

„Man will mich zwingen, in Sardinien zu leben; hier, lesen Sie dies Schreiben! Ein Priester gab es mir, um einen Dienst damit zu lohnen, der keines Lohnes bedurfte. Die Zeit ist abgelaufen, welche mir der König zum Verweilen hier bewilligte, und ich habe um Verlängerung des Termins nicht nachgesucht. Das ist ein Vergehen, welches man strafen kann und will."

„Warum aber sich dem aussetzen? Warum nicht lieber nochmals bitten?“ fragte der Abbate bedächtig.

„Nochmals und immer wieder nochmals! Ich mag nicht bitten, mag nicht!“

„Sie wollen Ihre Güter also verlieren? Mein junger Freund, das ist ein wohl zu erwägender Punct. Sie sind gewohnt als Cavalier zu leben; wird Ihnen der Dichter nicht dadurch verleidet werden, wenn er den Cavalier vergessen muß?“

Alfieri warf sich mit umdüsterter Miene in einen Sessel.

„Das ist es ja, mein theurer Abbate, was mir so lange schon im Sinne umhergeht, und darum diese Sorge, ob wirklich der Beruf des Dichters auch in mir vorhanden sei! Denn, will ich Dichter sein, und meinem Ruhme leben; soll die Welt kennen, was ich schaffe, so ist das Heimathland für mich verloren; ich darf nicht Sarde sein und dichten wollen.“

„Es käme erst noch darauf an, ob der König nicht dennoch Ihnen diese Gunst bewilligte,“ sagte der Abbate nachdenklich.

„Gunst? Ich mag seine Gunst nicht!“ rief Alfieri wild. „Es ist mein freies Menschenrecht, ein Talent,

das mir die Natur verlieh, zu üben. Ich will nicht fragen, ob ich dürfe."

„Aber die Folgen? Warum ohne Nutzen mit dem Kopfe gegen die Wand rennen?"

„Darum werde ich meine Dichtungen im Auslande veröffentlichen."

„Dann zieht der Staat aber Ihr Vermögen ein. Es existirt, wie Sie wissen, ein Gesetz in Piemont, welches sagt: „„Kein Unterthan dürfe außerhalb des Landes ein Buch drucken lassen, ohne die Erlaubniß seiner Regierung zu dessen Veröffentlichung einzuholen; widrigenfalls er, nach Ermessen, Geldbuße oder körperliche Strafe zu erleiden habe, je nachdem man an ihm ein öffentliches Beispiel zu geben wünsche."" Wenn man nun Sie zu diesem öffentlichen Beispiele auserläse? Wie dann, caro amico mio?"

„Darum kann ich nicht Sarde und auch Autor sein," sagte Alfieri düster. „Es ist die furchtbare Stunde der Entscheidung jetzt gekommen! Der Dichter in mir muß die Heimath opfern."

„Sie sehen gern den schwarzen Fleck im Mittelpuncte aller Dinge, mein junger Freund!" sagte der Abbate ruhig. „Ich kenne die Gewohnheit an Ihnen.

Auch ist es wohl diese Art zu empfinden, dies Suchen der Extreme, dies Auskosten der äußersten Möglichkeiten, welche des tragischen Dichters Befähigung zu lebendiger Darstellung bekundet. Nicht in ruhigem Gleichmaß darf daher Ihres Pulses Tactschlag sein, wie der von Leuten, die man besonnen und vernünftig nennt. Diesmal nun gestatten Sie mir, für Sie zu denken. Ich gebe zu: es möchte, was Sie dichten, unserm Könige nicht ganz gefallen, vielleicht gar nicht gefallen, und die Vorsicht räth darum dieser Möglichkeit begegnen. Wie wär' es nun, wenn Sie Ihrer Schwester Ihre Güter cedirten und sich eine Rente auf Lebenszeit ausmachten? Freilich müßten Sie dann auf eine Ehe verzichten, und, gleich mir, ein lebenslängliches Cölibat wählen. Freilich erklärten Sie sich damit vogelfrei, wären Ihrer Rechte auf die Heimath quitt und dürften nie mehr Sardinien's Grenzen überschreiten! Können und wollen Sie dem Dichter ein so großes Opfer bringen, so braucht Ihr Ruhm dann nicht am Bettelstabe zu wandern. Lassen Sie mich nun erfahren, wie Ihnen mein Vorschlag zusagt."

Alfieri hatte ihm wie ein Träumender zugehört, das Auge zur Erde gesenkt. Jetzt sprang er empor,

und ergriff des Abbate beide Hände: „Sie haben mich gerettet, theurer Mann!“ rief er aus. „Denn, daß ich's nur bekenne, so oft ich mich auch überreden wollte, die Güter dieses Lebens gering zu achten, und mich mit den Tugenden der Stoiker zu schmücken, es blieb vergebliches Bemühen! Ich bin ein stolzer Mensch, und kann es nicht ertragen, kleinlich zu scheinen, und mit Wenigem Haus zu halten. Die Tonne des Diogenes, so sehr ich sie an ihm, und ihn in ihr bewundere, wäre für mich ein Kerker. Indem Sie mir nun diesen Ausweg zeigen, wie ich vor Armuth mich bewahren, und doch den Ruhm des Dichters retten könne, erlösen Sie mich von einem Zwiespalt in mir selbst, der heimlich mich seit längerer Zeit verzehrte.“

„Allein das Cölibat? Ist auch dies Opfer schon erwogen, und werden Sie es bringen können?“ sagte der Abbate, seinen jungen Freund mit lächelnder Miene dazu ansehend.

„Das ist ein überwundener Standpunkt, Theurer!“ rief Alfieri lachend, sein buschiges Haar aus der breiten Stirn streichend. „Dem Ruhme vermählt, duldet er keine Gefährtin, die mich ihm ungetreu werden

lasse, und sie, welche einer solchen Liebe nachstehen will, ist für mich gefunden."

„Solche Frauen sind selten," sagte der Abbate. „Nicht den ersten Platz einnehmen im Herzen des Mannes, heißt für die meisten, nicht nach ihrem Werthe erkannt sein."

„So sehen Sie schon, welch ein Juwel diejenige ist, welche alle meine Vorsätze, mein Herz der Liebe zu verschließen, erschüttert hat; denn sie gerade wünscht, daß ich ein großer Dichter werde; sie gerade treibt mich an, kühn auf der Bahn des Ruhmes fortzuschreiten, und jede nicht erfüllte Hoffnung meines Lebens durch die Kunst zu einer Wahrheit für mich zu gestalten."

„Die Dame möchte ich kennen lernen, welche nicht der Mann, sondern seine Leistungen interessirt," sagte der Abbate mit einem ruhigen Lächeln in das glühende Antlitz seines jungen Freundes schauend.

„Sie glauben mir nicht," sagte dieser kleinmüthig. „Sie sehen immer noch den thörichten Jüngling in mir, welcher dem Dienste der Frauen seine schönsten Lebensjahre opfern konnte! Allein beim Heiligen Franz von Sales, dem Schutzpatron unserer guten Stadt Turin,

sei es Ihnen zugeschworen, mein Caluso, daß diese Dame mich nur dadurch gewonnen hat, daß sie mein schützender Engel, mein Vorbild, meine Muse ward."

„Warum auch nicht," gab der Abbate heiter zurück. „Numa Pompilius braucht nicht der einzige Sterbliche zu sein, dem die Götter eine Egerie verliehen und herzlich freue ich mich dieser Gnade für meinen Alfieri. Ohne Zweifel redet die Signora vortreffliches Italienisch und fördert dadurch Ihre Fortschritte?"

„Das ist der einzige Punct, wo sie meinem Streben Abbruch thut," sagte der junge Graf kleinlaut. „Es wird in ihrem Hause nur französisch gesprochen. Allein sie hat beschlossen, um meinetwillen Italienisch zu lernen."

„Ihr ganzes Haus wird es nicht mit ihr thun wollen, und immer wird die Sprache ihres Kreises die verhaßte fremde bleiben," sagte der Abbate bedauernd. „Auch ich sehne mich, das liebliche Italienisch zu reden und mein Ohr an den sanften Tönen zu laben, nachdem es in der Heimath von so vielen harten Lauten zerrissen worden ist. Doch mit einander wollen wir gut dann machen, was die Donna an uns verdirbt."

„Sie werden ihr den Fehler verzeihen, wenn Sie sie kennen lernen."

„Ich zweifle daran nicht; nur möchte ich nicht heute und nicht morgen Ihre Nymphe sehen, denn so lange bin ich Ihr Gast, weil ich vor allen Dingen mich behaglich einzurichten wünsche und dazu Ihre Beihülfe in Anspruch nehme. Sie sind hier schon bekannt, und verstehen Mittel und Wege. Gehören Sie mir also so lange an, dann will ich selbst Sie zu ihr führen, und Ihre Säumniß entschuldigen."

Alfieri gab seine Zustimmung zu erkennen, wenngleich mit nicht ganz leichtem Herzen. Der Abbate nahm seinen Arm und schlenderte mit ihm durch die Stadt, über die schmalen Brücken des Arno, und schließlich auf die Höhen. Den Gelehrten interessirte hier so manches, wofür sein junger Begleiter nie ein Auge gehabt hatte, die Bauart der Stadt, die Geschichte des Landes, Vergangenes und Gegenwärtiges, legte er ihm so klar auseinander, als ob er immer hier gelebt hätte. Auch den Stand der Wissenschaften und den Schutz, welchen sie unter der Regierung des vortrefflichen Leopold fanden, kannte er genau, und fügte mit Ueberzeugung hinzu:

„Ein Autocrat, wie dieser, mein junger Freund, ist eine Wohlthat für ein Land; denn unter ihm gedeiht in wenig Jahren, was eine freiere Regierungsform nur nach langem Kampfe fördert. Wo viele reden, da nimmt das Reden viele Zeit in Anspruch, und man kommt nicht rasch vom Platze. Allein das Uebel ist, man kann sich die begabten Fürsten nicht schaffen; der Zufall giebt sie uns, und diesem Zufall darf das Wohl und Weh so vieler nicht anheimgegeben sein, das ist nicht Gottes Wille. Wie wir es ändern werden, wenn der Nachfolger Leopolds verderben sollte, was dieser gut gemacht, muß die Zeit uns lehren! Dem Lande aber wünsche ich, daß er hier ewig lebe. —"

Alfieri fühlte auf's Neue, wie viel er von dem Abbate immer noch zu lernen hatte. Bewundernd richtete er sein blaues Auge zu dem verehrten Manne empor, der mit herzlicher Neigung den Blick zurückgab. Stunde nach Stunde entfloh ihnen in ernstem und heiterm Gespräche. Noch einmal erwogen sie gemeinsam den wichtigen Schritt der Ablösung vom Vaterlande und stellten fest, in welcher Art die pecuniären Verhältnisse des Dichters geordnet werden soll-

ten; dann gingen sie zu seinen dramatischen Arbeiten über, deren Herausgabe nun zunächst das Resultat der gewonnenen Freiheit sein sollte, wo er dann auch sein Lieblingsthema, die That des Brutus, besingen konnte; auch von seinen Sonnetten war die Rede und Alfieri erwähnte, welche Fehler sein Freund Franzesco Gori Gandellini noch in seiner Schreibart entdeckte, und verglich damit, was der Abbate daran auszustellen fand.

Der Abend war unter diesen Gesprächen herangekommen. Sie kehrten also in die Wohnung zurück. Der Abbate suchte aus seiner Brieftasche ein Schreiben des treuen Elia hervor, welches er ihm bei seiner Abreise von Turin anvertraut, und seinem Herrn darin über den Verkauf des beweglichen Eigenthumes, das er bei schicklicher Gelegenheit losschlagen sollte, Bericht erstattet hatte. Der geeignete Käufer war noch immer nicht gefunden, und da Alfieri kein Geld von dort beziehen durfte, so stand er allerdings auf dem Puncte, in seiner Kasse jene Ebbe eintreten zu sehen, die dem Cavalier in ihm so feindlich war.

Ein junger Edelmann jener Zeit lebte nicht gerne, wie es jetzt der junge Adel sich zur Ehre rechnet, auf

Kosten des Volkes; von dem Arbeiter sich seine Bedürfnisse schenken zu lassen, war unter seiner Würde, seinen Dienern ihren Lohn vorzuenthalten, wäre ihm wie eine Schmach erschienen. Feurigen Temperamentes und rasch in seinen Entschlüssen wie er war, gehoben überdem durch die Nähe des hochverehrten Freundes, stand sogleich in seiner Seele, was hier zu thun sei, fest. Er faltete den Brief Elia's zusammen ging in das Vorzimmer und schellte seinem Kammerdiener.

„Luigi!" redete er ihn in Gegenwart des Abbate an; „Morgen verlassen meine sämmtlichen Leute meinen Dienst, Dich ausgenommen; ich zahle ihnen ihren Lohn für diesen Monat ganz aus, und erlaube ihnen, sich in alle meine Kleider zu theilen. Nur den schwarzen Anzug für den Abend lege für mich bei Seite, sowie den türkischen Morgenrock, alles übrige, selbst die neue Uniform, nehmt Ihr. — Was meine Pferde betrifft, so werden vier von diesen zurückgehen nach Turin, weil Elia sie mit denen, welche ich dort zurückgelassen habe, verkaufen soll, um auf diese Weise ein vortheilhaftes Gebot für jene zu bekommen; meine vier Lieblinge unter ihnen aber will ich an meine hie-

sigen Freunde verschenken. Sage dem Reitknecht, daß er den Goldfuchs sogleich zu dem Herrn Gehegan führe und mich ihm bestens empfehlend, die Bitte ausrichte, er möge mir das Vergnügen gewähren, ihn anzunehmen. Sobald er von dort zurückkehrt, werde ich ihm weitere Befehle wegen der übrigen drei ertheilen. Nun beeile Dich! Binnen vier und zwanzig Stunden muß mein Haus von allen mir jetzt überflüssigen Personen geräumt sein. Sorge dafür!"

Der Abbate hatte mit Staunen dem Vorgange zugesehen.

„Aber was bedeutet das?" fragte er verwundernd, als Luigi gegangen war.

„Daß ich Stoiker sein kann, wenn ich es sein muß," sagte Alfieri erröthend, wie sein rasches Blut es bei jedem Wechsel des Gefühls mit sich brachte. „Ich liebe nicht die halben Maßregeln; was ich thun will, das thue ich ganz. Wir haben verabredet, daß ich mir von meinen Geschwistern eine jährliche Rente auszahlen lassen solle; diese wird aber nicht hinreichen, um den grand Seigneur damit zu spielen, sowie ich es bis jetzt gethan habe. Ich will ihm also lieber gleich entsagen. Wenn die morgende Sonne unter-

geht, ist alles das verschwunden, was in meiner Umgebung an den Cavalier erinnerte, und der Dichter allein ist geblieben."

„Zu rasch! Zu rasch! mein junger Freund. Der Uebergang ist zu schroff. Alles besitzen, oder Alles entbehren, ist Beides nicht nothwendig. Wenn Sie sich einschränken wollen, warum denn diese fürstliche Großmuth üben?"

„Es sind die letzten Athemzüge des Cavaliers in mir," sagte Alfieri mit wehmüthigem Ernste. „Lassen Sie ihn würdig enden, mein Caluso. Gönnen Sie meinem Stolze diese letzte Befriedigung, Andere eine Gabe hinnehmen zu sehen, die sie mir nicht hätten anbieten dürfen. Es ist in gewissem Sinne eine Entschädigung für die Einbuße einer besetzten Tafel bei mir, die ich ihnen damit reiche; denn fortan wird auch meine Nahrung einfach sein, wie mein Kleid, kein Wein soll meine Mahlzeiten würzen, kein Kaffee mein Blut erhitzen, ich werde ein wenig Huhn mit Reis genießen und damit hat der leibliche Mensch seinen Theil. Durch diese Vorsicht entgehe ich der Möglichkeit, daß, wenn einst meine Stirn der Lorbeer krönt, die Hand zugleich den Bettelstab erfaßt."

Der Abbate reichte dem Grafen die Rechte.

„Ist Ihre Vorsicht auch auf die Spitze getrieben, so entspricht sie doch einer edlen, echt noblen Gesinnung, und darum muß ich Sie loben, mein junger Freund. Sobald das Haus brennt, ist es meistens schon zu spät, die Leiter anzulegen, und selbst das Ihnen Entbehrliche entbehren, ist besser noch, als Anderen das Ueberflüssige schulden."

„Also einverstanden!" rief Alfieri mit heiterer Stimme.

Indem kehrte der Reitknecht zurück, den ausgerichteten Auftrag meldend, und ihm auf den Fersen folgte Herr Gehegan selbst. Erfreut, verlegen in der eigenthümlichsten Aufregung, drückte er, Alfieri umarmend, seinen Dank aus, hinzufügend, daß er ihn schon überall gesucht habe, um ihn zu der Signora Orlandini einzuladen; doch, da er ihn in solcher Gesellschaft sehe, so dürfe er den Auftrag jetzt nicht wiederholen.

„Ihre Donna wird mich heute entschuldigen," sagte der junge Graf, „wenn ich ihr dafür das Vergnügen verspreche, ihr den Abbate Caluso vorstellen zu wollen."

Zwölftes Kapitel.

Die nächtliche Erscheinung.

Die Nähe des gediegenen Freundes wirkte wohlthätig auf das Gemüth des Dichters. Unter seiner Leitung wurden die ersten Schritte gethan, um Afieri von seinem Vaterlande unabhängig zu machen und die Gräfin Julia in den Besitz seiner Güter zu setzen. Freilich stieß man hierbei noch auf manche Schwierigkeiten, die geschäftlichen Angelegenheiten fügten manche Verstimmungen herbei und veranlaßten ein vielfaches Hin- und Herschreiben, begleitet von Erklärungen und Drohungen, bevor der König Victor Amadeus seine Einwilligung ertheilte, den jungen Grafen aller Verpflichtungen eines Unterthans zu entbinden.

Indessen raubten diese oft unerfreulichen Verhandlungen ihm doch nicht die Stimmung zur Arbeit.

Von der Gräfin und dem Abbate gemeinsam jetzt dazu angefeuert, gab er sich einem eifrigen Studium der lateinischen Classiker hin, um an ihren großen Mustern zu lernen. Je ernster er nun fortschritt, je freudiger sah er dann am Abend die verehrte Frau wieder.

Der Abbate Caluso ließ sich vorsichtig erst bei dem Prätendenten einführen, bevor er dessen Gemahlin seine Aufwartung machte und Karl Eduard empfing den würdigen und hochgestellten Mann auf das Artigste. Gemeinsam erschienen sie nun im Palazzo Guadagni und da der Prinz ganz augenscheinlich immer weniger Gefallen an dem Umgange des jungen Grafen fand, dessen Ansichten und Meinungen allen seinen Lebensanschauungen widerstritten; so gereichte es diesem zum großen Vortheile, unter dem Schutze seines würdigen Freundes zu stehen. Der Prätendent hätte sonst vielleicht laut geäußert, wie lächerlich ihm der junge Graf in seiner jetzt angenommenen schwarzen Kleidung erscheine; doch vor dem Abbate wagte er nicht seine Rüge auszusprechen. Ebenso anstößig war ihm jetzt dessen Lebensweise und die Absicht, sein Vaterland und seine Güter, um ein paar Verse willen, aufzugeben; ja es wollte ihm sogar unmöglich scheinen, diesen Beweg-

grund zu einer so thörichten Handlungsweise anzunehmen und mit argwöhnischem Auge spähte er nach einer anderen, ihm scheinbar näher liegenden Veranlassung.

Er begriff übrigens nicht, wie seine Gemahlin Gefallen an der Unterhaltung dieses langweiligen Menschen finden konnte. Alfieri plauderte nie, wußte keine unterhaltenden Stadtgeschichten, war stets ernsthaft und lachte höchst selten. Dazu spielte oft ein Zug des Spottes um seinen Mund, der Furcht erregte. Wenn der Prätendent sich am Besten amüsirte, so saß Jener in sich versunken da, hörte nicht auf das geführte Gespräch, sondern seufzte. Sein Schlagwort war: „Die Freiheit!" Kam dies an die Reihe, dann erwärmte er sich und erinnerte damit den Prinzen an Cromwell und den Block, auf dem das Haupt Karl's I. gefallen.

Er kam ihm ganz und gar wie ein Revolutionär vor. Was er über den Staat, die Civilisation, den Fortschritt des Menschengeschlechtes sprach; was er seiner Gemahlin aus Plutarch, Tacitus und Machiavell vorlas, konnte einem legitimen Fürsten nicht gefallen, der nur par la grace de Dieu in der Welt sein wollte und nur in diesem Principe Segen erblickte.

Daß er jetzt auch par la grace de Dieu, als

Verbannter, ein nutzloses Leben führte und zu dem Elendesten der Menschen herabgesunken war, kam ihm freilich nicht in den Sinn; doch die ihn sahen, hegten häufig einen solchen Gedanken.

In kleinerem Kreise machte sich diese Verschiedenheit der Charaktere Beider oft unangenehm auffällig und hieß den einen Theil schweigen. Die Gräfin suchte dann mit feinem Takte zu vermitteln.

Ihrer Zuneigung für Alfieri hatte sich jetzt noch ein Gefühl der Dankbarkeit beigemischt; denn unmöglich konnte sie sich verhehlen, daß er, nur um in ihrer Nähe zu bleiben, das Opfer brachte, seine Stellung in der Heimath aufzugeben. Sie war gebunden, sie konnte ihm nie etwas sein und er verzichtete um ihretwillen auf jede Ehe; er wählte, um ihr zu gehören, ein einsames Leben auf fremdem Boden. Ihm so viel zu gelten, mußte ihr schmeicheln und ihre Freundschaft für ihn steigern. So nahm sie denn doppelten Antheil an seinem Geschicke und seinem Ruhme als Dichter, welcher allein ihm Ersatz bieten konnte für so Vieles, was er hingab.

Auf den Abbate brachte die schöne, geistvolle Frau sogleich den vortheilhaftesten Eindruck hervor. Ihre

Grazie, ihre Lieblichkeit, verbunden mit einem höchst schmiegsamen Wesen, ihre Anspruchslosigkeit gegenüber seinem Wissen, ihr Geist, mit dem sie spielend auf die ernsten Interessen der Männer einging, das Alles bewies ihm, sein junger Freund habe wirklich den Schatz in ihr gefunden, welchen die Götter nur ihren geliebtesten Kindern verleihen. Fühlte er sich doch selbst in ihrem Umgange wie verjüngt.

Alfieri seinerseits hatte sich daran gewöhnt, von dem Prätendenten mit einer Art kühlen Gleichgültigkeit behandelt zu werden, welche der Geringschätzung nicht gar ferne stand und er, dieser stolze Mann, den sonst der Schatten einer Zurücksetzung empörte, der die Könige haßte, schon weil er selbst kein König war, er ertrug diese Behandlung, weil sie ihn darum bat; er betrat eine Schwelle, deren Besitzer ihn nicht willkommen hieß. Solche Demüthigung ging freilich nicht immer ohne großen, innern Kampf an ihm vorüber. Er lernte dabei zum ersten Male im Leben sich selbst besiegen, um des Glückes willen, das er einer von ihm geliebten und verehrten Frau dadurch bereitete und ein schweres Opfer seines Selbstgefühles brachte er damit auf dem Altare seiner Liebe dar.

Caluso bestärkte ihn in dem Allen. Er sah seinen jungen Freund jetzt zu glücklich fortschreiten auf der Bahn zum Ruhme, um die kleinen Dornen nicht als mit in den Kauf zu bringende Zahlen, zu betrachten. Der Einfluß der Gräfin war zu günstig, ihr Beifall ein zu wichtiger Sporn, als daß der Abbate ihn nicht gern noch vermehrt hätte.

Der Sommer war darüber hingegangen. Die Trauben hingen gereift an der Rebe, die Hügel schmückten sich mit gelblichen Tinten, die Sonne brannte am Lung-Arno schon minder heiß. Alfieri schlenderte am Arme seines Freundes nach Fiesoli hinauf, sich des schönen Tages freuend, der ihm die Ueberzeugung gewährt hatte, die erste Sammlung seiner Dramen sei jetzt zum Drucke reif. Sein Herz schlug darüber fast laut vor innerer Erregung. Die Welt sollte nun endlich urtheilen, ob er sein Leben an eine unwürdige Sache gesetzt gehabt. Die Lorbeerkrone winkte, die Hand war ausgestreckt sie zu fassen und — wenn sie dennoch ihm entschlüpfen sollte?

Dies Hoffen und Bangen, diese Fülle der Erwartung und diese endlose Sorge sein ganzes Ich mit einer Niete herauskommen zu sehen; — das Zagen,

die öffentliche Meinung herauszufordern und dort wieder die Fama, mit dem Zauber ihrer tausend Stimmen; — das Alles bewegte ihn so wunderbar und hieß seine Lippen verstummen. Still zogen die Wolken über ihn, während sein Auge den Boden suchte und sein Ohr in dem Flüstern der Bäume die große Predigt der Natur vernahm.

Langsam kehrten die Freunde von ihrem Spaziergange nach Hause zurück, Alfieri in der feierlichsten Stimmung. Den Abend wollten Beide in Gesellschaft der Gräfin beschließen.

Gleich bei ihrem Eintritte belehrte diese des Dichters leuchtendes Auge, daß irgend etwas Ungewöhnliches sein Gemüth bewege. Während der Abbate den Prätendenten begrüßte, hatte sie Gelegenheit, einige Worte mit Alfieri zu wechseln und erfuhr nun sogleich, was ihn so froh stimmte und doch wieder so unbeschreiblich ängstigte. Sie jedoch konnte nur der Empfindung der Freude bei seiner Mittheilung Raum geben, denn sie glaubte an ihn und seine hohe Begabung, wie an sich selbst, sein Dichterruhm stand mit rothen Buchstaben in ihrem Herzen geschrieben, die Lorbeerkrone hatte ihre Ahnung ihm ja lange schon gewunden.

Sie hätte an seine Brust sinken mögen vor Glück und vor Freude über das nahe Ziel. Ihr strahlendes Auge that es mit ihren Gedanken und ihm die Hand reichend, sagte sie nur: „Die Höhen der Empfindung lassen uns verstummen.“

Man setzte sich.

Aber auch Alfieri hatte die Sprache verloren. Er sah sie an und wieder an. Allerdings war sie heute auch wunderbar schön in ihrer Erregung, in der leichten Röthe ihrer Wangen auf dem blendend weißen Teint, dem von Glück strahlenden dunkeln Auge und dem ganzen belebten, von Geist und Empfindung durchleuchteten Mienenspiele. Dazu hob ihr Anzug noch die minderen Reize hervor. Sie trug, was sie noch nie gethan, ein hochrothes Kleid, das Hals und Arme frei ließ, die goldenen Locken ringelten sich lang herab über den vollen Alabasterhals und die dunkeln Augen sahen so dunkel aus, wie schwarze Kohlen. Das Eigenthümliche ihrer Schönheit war noch niemals so grell hervorgetreten. Der Busen hob sich dabei hoch, unter den Blicken des ihr gegenübersitzenden Dichters, dessen Augen sie nicht verließen, ihr lieblicher Mund schwoll unter leisen Seufzern, die Grübchen der Wangen schlossen sich halb.

So saßen sie Beide, vertieft in dem Anschauen des Anderen, bewegt von einem Gedanken, dem nahen Ruhme des Dichters, beseligt von einer Hoffnung, einer Empfindung, einem Glücke.

Allein die Zeit, die grausame, stand auch für sie nicht still.

Der Prätendent räusperte sich.

Louise von Albany wandte heute in ihrer erregten Stimmung nicht ein Mal das Haupt nach ihm um. Sie, die nie trotzte, nie den Muth hatte zu erringen, was sich ihr nicht von selbst bot, welche nur den negativen Kampf mit dem Leben einzugehen fähig war, nur dulden konnte und sich fügen in das Unvermeidliche, nie aber die Umstände zu bezwingen versuchte, *) — sie — war heute zum ersten und vielleicht zum einzigen Male so kühn und auch so unvorsichtig, dem aufsteigenden Zorne des Gemahls Gleichgültigkeit entgegenzusetzen.

Da Karl Eduard sich durch diese Reinigung seines Organes kein Gehör verschaffen konnte, so schritt er zu einem anderen, weniger gelinden Mittel. Die erste eintretende Pause in seiner Unterhaltung mit dem

*) Sainct René Taillandier Revue des deux mondes Februar 1861.

Abbate benutzend, wandte er sich geradezu an Alfieri und sagte:

„Signor Conte! Was macht die Freiheit? Verzeihen Sie, daß ich, als Wirth, so wenig artig war, nicht davon mit Ihnen zu reden, weil ich nun sehen muß, wie Sie gänzlich verstummen. Ich habe es nicht gern, wenn Leute sich bei mir langweilen. Bitte also! Thun Sie sich keinen Zwang an."

„Ich weiß nicht, wie ich diese Aeußerung verstehen soll, Sire!" fragte Alfieri, im ersten Augenblicke bei dieser unartigen Anrede die ihm schon gewöhnliche Fassung verlierend.

„Ich glaube, meine Worte sind leicht zu deuten," erwiederte der Prätendent mit einem Blicke auf ihn, der den verhaltenen Jähzorn ausdrückte. „Ich bin Engländer, obwohl in Italien geboren und werde bis zu meiner letzten Stunde wie ein Engländer denken und fühlen."

„Was geht mich das an, Sire? In welchem Bezug stehe ich zu Ihrer Nationalität?"

In dem der Rücksicht gegen den Frieden meines Hauses. Sie haben in England gelebt, Signor Conte und die Erfahrung dort machen können, daß wir In-

sulaner stenge Hüter des häuslichen Heerdes sind und als Gebieter keine Götter neben uns dulden. Wer in meinem Palazzo Zutritt erhält, empfängt ihn von mir und kommt um meinetwillen, folglich wird es ihm daran liegen, sich mir angenehm zu machen und an den Gesprächen, die ich führe, Theil zu nehmen."

Alfieri wollte jetzt aufbrausen. Ein bittender Blick der Gräfin hielt ihn jedoch in den Schranken. Von den Anderen ungesehen, legte sie sogar ihre kleine weiche Hand auf die seinige, um ihn auch damit zurückzuhalten. Diese Aeußerungen ihrer Angst und Sorge besänftigte ihn wunderbar. Bevor er dann noch das Wort ergreifen konnte, erwiederte sie, statt seiner, dem Prätendenten:

„Sire! Gedenken Sie doch, mit welcher Geduld Lorenzo von Medici den Dichter Tasso behandelte und daß es einen Fürsten ziert, die Künste huldvoll zu beschützen! — Zu allen Zeiten hat man dem Talente an den Höfen Vorschub gethan und kleine Launen übersehen, wo man so Großes dafür gewann. So sollten auch wir jetzt verfahren, seit uns durch die Gunst des Himmels der Vorzug zu Theil ward, einen Poeten unser nennen zu dürfen, mit dem wir nun

gemeinsam der Nachwelt genannt werden; denn ich höre so eben von einer ersten Herausgabe der Werke des Grafen Alfieri."

„Es ist ein großer Irrthum, Madame, wenn Sie glauben in dieser Gesellschaft auf eine für Sie passende Weise unsterblich zu werden. Es wäre dies ein Vorzug, dessen Sie sich nicht zu rühmen hätten und ich noch weniger, und es beweist mir nur, was ich schon oft Ihnen gegenüber empfunden habe, daß Sie den Standpunkt einer Königin der Erde, den Gott Ihnen in seiner Gnade zuertheilte, nicht in sich zu verwirklichen wissen. Ich muß Sie daher vor sich selbst zu schützen suchen, wo Sie es nicht vermögen, Ihrer Stellung Rechnung zu tragen und Ihnen wiederholen, was ich Ihnen in letzterer Zeit so häufig gesagt habe: nur den einen Ruhm gebe es für Sie auf Erden, die Gemahlin des letzten Stuarts zu sein und zu heißen."

„Lassen Sie uns darüber ein anderes Mal sprechen, wenn wir allein sind," bat sie erröthend. „Erörterungen der Art finde ich wenig passend für das Ohr eines Dritten, Sire."

„Ein Mann, den Sie Ihres Vertrauens würdigen,

wie Graf Alfieri, scheint mir ein ganz angemessener Zeuge," erwiederte der Prätendent beharrlich.

„Ich bitte, nein," fiel sie ein.

„Warum nicht? Ich will wissen, warum nicht?" fragte Karl Eduard auffahrend.

„Weil Sie nicht in der Laune sind, die schuldige Rücksicht zu nehmen und den Grafen durch Ihre Aeußerungen verletzen könnten. Ich bitte also jene Erörterungen aufzuschieben bis wir allein sind; denn ich kann und will sie jetzt nicht hören."

Alfieri hatte sich erhoben; der Abbate ebenfalls. „Wir wollen nicht stören," sagte der Letztere und empfahl sich rasch. Der Prätendent schwieg aus Rücksicht für den würdigen Mann, murmelte aber, als dessen junger Freund mit ihm der Thüre zuschritt, ein leises, diesem vernehmbares: Gottlob! Die Gräfin erbleichte. Sie fühlte, daß Alfieri nach solcher Behandlung kaum wiederkommen konnte und schwerlich wiederkommen würde. Sie erhob sich, blieb eine Minute lang unschlüssig stehen; dann gehorchte sie ihrer Empfindung und eilte mit raschen Schritten ihren Gästen nach. Mit ihren weichen Armen umschlang sie den sich entfernenden Dichter, der schon die Thüre

des Vorgemaches in der Hand hielt und zog den Ueberraschten in eine durch dichte Vorhänge beschützte tiefe Fensterbrüstung. „Um Gott! Vittorio!“ flüsterte sie ihm hier zu, seine Hände zwischen die ihrigen nehmend und sie an ihre Brust drückend, „lassen Sie mich nicht entgelten, was mein Gatte heute verbrochen hat! Ahnden Sie es nicht an mir! Verlassen Sie mich darum nicht! Ich bin ja ohnehin schon über alle Maßen unglücklich! — Wenn Sie aus meinem Leben sich wegwendeten, so trüge ich es nicht! Verzeihen Sie ihm, um meinetwillen!“

Alfieri zitterte. Wie hoch auch sein Zorn entflammt gewesen, vor ihren Liebesworten besänftigte er sich. „Louise!“ sagte er und küßte ihre Hände wechselweise. „Louise! Welch ein unerwartetes Glück! Sie hier? Sie mit mir allein? Sie zum ersten Male so nahe meinem Herzen!“

„Sie versprechen mir, nicht mehr an das Vorgefallene zu denken?“ rief sie bittend, in athemloser Angst. „Ach! So vieles haben Sie mir schon geopfert, Ihr Vaterland, Ihren Reichthum, Ihre Familie, Alles, Alles! Und nun muß ich das Schwerste noch von Ihnen begehren: eine Beleidigung ungestraft

hinnehmen zu sollen. Werden Sie das können? Wollen Sie auch diese große Schuld noch Ihrer armen Freundin aufbürden, damit sie Sie, wenn es möglich ist, mehr noch lieben kann?"

„Alles will ich thun, Alles! was Sie wollen, was Sie wünschen, was zu Ihrem Glücke dient," flüsterte Alfieri und hielt die kleine weiche Gestalt fest umschlungen, mit heißen Küssen ihre weitere Rede abschneidend.

„Madame la Comtesse!" rief da hinter ihnen die Stimme des Prätendenten, durch die nur angelehnte Thüre des Salons. „Madame la Comtesse!" Und sein schwerer Schritt wurde hörbar.

„Ich muß zurück. Addio, caro amico!" flüsterte sie rasch in Alfieri's Ohr.

„Ich lasse Sie nicht!" rief er, sie fester umschlingend.

„Um Gotteswillen," bat sie, „um unserer Liebe willen!" und entschwand ihm. Leise glitt sie in den Salon zurück und schloß sorgfältig alle Thüren hinter sich ab.

Als es dunkel und still um Alfieri geworden war, kam er aus seinem Verstecke hervor und schlich leise aus dem Hause. Der Abbate war nirgends mehr sichtbar. Wahrscheinlich hatte er sich heimwärts gewendet. Alfieri freute sich, ihn nicht zu finden, denn es wäre

ihm peinlich gewesen, jetzt mit einem Menschen sprechen zu sollen. Ihm war die Brust voll zum Ersticken, er konnte so viel Glück in engen Mauern nicht verschließen, sich in dieser Stimmung von dem Palazzo, wie der Nähe der Geliebten nicht trennen; er mußte die Fenster ihres Zimmers sehen und sie mit seinen Gedanken darin suchen. Die Localität des Hauses war ihm ganz genau bekannt. Er suchte einen Anlehnepunkt und starrte zu ihren Fenstern hinauf. In dem Empfangszimmer wurden die Kerzen so eben ausgelöscht. Finsterniß umgab nun diesen lieben Raum, wo er so oft schon Seligkeit empfunden und so eben noch diese glücklichsten Minuten seines Lebens zugebracht hatte. Ein Seufzer hob seine Brust. Wie schön hatte sie ihn angesehen, mit diesen lieben, sanften, dunkeln Augen, aus denen eine ganze Seele zu ihm geredet! Wie schön! Mit welcher unnachahmlichen Grazie hatte sie ihm ihre Hand gereicht, während das Lächeln auf ihre Lippen zurückkehrte, das während jener Scene einem tiefen Ernst gewichen war! — Warum mußte das Leben so lang und jede Minute so seligen Glückes verronnen sein, bevor das Bewußtsein ihn noch erfaßt und festzuhalten versucht?

Licht schimmerte durch die dichten Vorhänge, welche ihrem Ankleidezimmer angehörten. Dort verlebte sie, früh erwachend, eine stille Morgenstunde, die einzige ihr von dem argwöhnischen Gemahl vergönnte Zeit des Alleinseins. Dort las sie, dachte sie; dort nur fühlte sie sich frei. — Wie schnürte es ihm die Brust zusammen, sie dem despotischen Willen eines Tyrannen ergeben zu wissen, dessen Weinlaune ihn oft das Maaß des Schicklichen überschreiten ließ und dabei seine Majestät von Gottes Gnaden in einen Nimbus gehüllt wissen wollte, der an das Gebiet des Lächerlichen streifte.

Sie stand jetzt wahrscheinlich vor ihrem Spiegel, die reichen goldenen Haare lang aufgelöst, bis eine dienende Hand sie in das Versteck eines weißen Häubchens brachte. Er sah im Geiste ihr dabei zu. Dunkelheit trat auch hier jetzt ein. Alfieri veränderte darauf seinen Platz. Nur in einem einzigen Gemache dieses Stockwerks schimmerte ferner noch ein schwaches Licht, verschlossen waren Thore und Thüren des Palazzo und Todesstille umgab das weitläuftige Gebäude. — Am fernen Horizonte zog eben blutroth der Mond herauf. Ein Luftzug strich von Norden her und jagte ein Frösteln durch seine Glieder.

Mit seinen Gedanken ihr eine gesegnete Ruhe und liebliche Träume wünschend, wollte er sich entfernen; doch kaum einige Schritte gegangen, zog es ihn immer an seinen Platz zurück. Er konnte sie noch nicht verlassen. Er war zu glücklich heute gewesen, um den Schlaf finden zu können. Sie hatte an seinem Herzen geruht. — Das war zu viel der Wonne. Es lockte ihn, so oft er das Ende der Straße erreichte, immer wieder auf's Neue umzuwenden. Er mußte ein Mal noch zu ihren Fenstern hinaufschauen. Er dichtete dabei Stanzen, besang laut seine Liebe, sagte der Nacht, was er empfand und pries dem Sternenlichte ihre Schönheit.

Vertieft in den Gedanken an sie, erweckte ihn endlich aus seinen Träumen ein Laut, von dem er nicht wußte, von woher er komme, nicht was er ausdrückte, noch ob die plötzliche enge Beklemmung seiner Brust und das Zusammenziehen seines Herzens ihn vor sein Ohr heraufbeschworen; denn ein entsetzliches Angstgefühl trieb plötzlich alles Blut nach seinem Kopfe und jagte eine Fiebergluth durch seine Glieder. — Was war geschehen? — Ein Säuseln in den Bäumen antwortete darauf, die ersten Strahlen des Mondes fielen matt

auf die dunkele stille Erde. — Nichts regte sich. Die Natur ruhte, wie auch der Mensch.

Da war es ihm, als öffne sich ein Fensterflügel im Schlafgemache des Prinzen und eine weiße Gestalt lehne sich heraus. Er schaute mit allen seinen Augen hin. Indem er sich bemühte, zu unterscheiden, was er zu sehen vermeinte, verschwand die Vision. Der Palazzo war wieder wie ausgestorben. Da — fiel ein Lichtstreifen aus einem Gemache zu ihm herüber, — eine Schelle meinte er zu hören; sollte Jemand krank sein? fragte er sich. Dann ward es wieder still, wie zuvor. —! Kein Licht zeigte sich mehr. — Nur der Angstruf blieb noch in seinem Ohre zurück.

Ihm grauste. Mit einem Bangen, dem er keine Worte leihen konnte, sträubte sich sein Haar. „Was war das?" rief es in ihm. „Kam von ihr der Hülferuf? Oder — habe ich ihn geträumt?"

Die Centnerlast auf seiner Brust erdrückte ihn fast, er sank auf einen Stein, glühende Thränen befreieten ihn von dem Alp dieses nächtlichen Gesichtes und düstere Ahnungen begleiteten ihn, als er endlich den Schritt seiner Wohnung zulenkte.

Dreizehntes Kapitel.

Die Ahnung.

Ein grauer Morgen war über Florenz heraufgezogen. Alfieri ließ seine Pferde satteln, um weit hinauszureiten durch die sich herbstlich färbende Landschaft, ohne des sanft rieselnden Regens zu achten. Ein lauer Westwind fächelte seine Wangen, die warme, wassergetränkte Luft that ihm wohl, in vollen Zügen sog er sie ein, während seine Brust sich in Erinnerungen des gestrigen Abends hob.

Der Prätendent, sein Zürnen, sein Grollen, ja seine Unart war von ihm vergessen. Er betrachtete den vom Wein aufgeregten Mann wie unzurechnungsfähig. In dieser Stunde weilte er mit seinen Gedanken nicht einmal bei ihm.

Sein Dichterruhm schwebte ihm vor. Begeistert noch durch die Zeichen der Liebe der Prinzessin, sah er sich heute in einer Glorie, glaubte er an sich, wie nie zuvor, trug seine Einbildungskraft seinen Namen gefeiert über die ganze Erde und das Vaterland krönte den Sohn. Sie, die ihn jetzt nur seiner selbst willen liebte und aus ihrer Höhe zu ihm herabstieg, um ihm das Ziel zu zeigen, wo sie auf gleichem Fuße wandeln werden; sie sollte ihn dann auch mit Stolz noch lieben lernen.

In den Weinbergen schnitt man die Trauben. — Toscana, dieser Garten Italiens, durch die Regierung eines Fürsten gesegnet, welcher nicht in Austheilung von Orden, nicht in Festen am Hofe seinen Beruf suchte, noch daran dachte, das Land auszubeuten und diese Summen in fremden Banken wie einen Nothpfennig anzulegen, für den Fall, daß der König von Gottes Gnaden von dem Volke seiner Stellung entsetzt würde, sah den Wohlstand des Landes täglich sich mehren und schritt einem neuen Höhepunkte seiner Entwickelung rasch entgegen.

Alfieri durfte seinen Tyrannenhaß auf diesen Prinzen nicht übertragen. Allein seine Empfindung, in dem

Bezug, war eine so allgemeine, tief gewurzelte, durch das Studium der Geschichte der kleinen Staaten Italiens, so wie des Hauses Medici so vielfach genährte, daß er schon neben der Regel die Ausnahme nicht mehr gelten ließ. Er sah den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Heute nun gedachte er vielfach der alten Zeit, wo Etrurien mit seinen zwölf Städten wie ein Garten Gottes emporwuchs, bis das stolze Rom es unterjochte. Ueberall traten ihm noch aus alten Mauerstücken Spuren jener Tage unter die Augen, und sein Haß gegen Rom wurde laut, weil es eines freien Volkes Freiheit beschränkt hatte. Jetzt litt es seine Strafe dafür, eine gerechte freilich, aber doch harte; denn ein Priesterstaat, da errichtet, wo man gelesen: Brutus, lebst Du noch? erschien ihm eines Reiches tiefster Fall.

Hoffnungslos waren diese Zustände. — Bourbon und Habsburg theilten sich in die Halbinsel, mit welchem Rechte, das fragte er nicht, denn keins entschuldigte den fremden Herrscher auf Welschlands Boden. Doch durfte er nicht zu lange diesem Gedankengange folgen, der Schmerz über sein armes Italien war zu heftig, er raubte ihm den Muth, zu leben, den Muth, zu einer Sonne empor zu schauen, welche solche Knecht-

schaft beleuchtete; er hätte den Boden küssen, ihn um Vergebung bitten mögen, daß man ihm zumuthe, so Unwürdiges zu dulden, er hätte die Elemente gern aufgerufen, ihn davon zu befreien, und blickte mit stolzem Zorne auf die Bewohner herab, welche diese Schmach zu dulden sich erniedrigten. Das Verweilen bei dem Unabänderlichen war eine fruchtlose Selbstqual, er kehrte daher mit seinen Gedanken zu der Gräfin zurück, um deren Willen sein Leben noch eine Hoffnung, einen Zweck, einen Reiz kannte. Vor dem Abend konnte er sie nicht sehen, durfte er sie nicht sehen, zu einer ernsten Arbeit oder zu einem Studium war er heute nicht aufgelegt, und so setzte er denn seinen Weg fort, bis die Ermüdung ihn heim trieb.

Herr Gehegan habe indessen mehrmals nach ihm gefragt, sagte ihm sein Diener bei seiner Rückkehr, und ihn dringend zu sprechen gewünscht. Auch der Abbate Caluso war bei ihm gewesen. Es fiel ihm auf, was man heute so besonders von ihm habe wünschen können. Da indessen die Zeit zum Besuche des Theaters nahe heranrückte und er die Gräfin, wenn auch nur aus weiter Ferne, dort zu sehen hoffte, so hieß die Sehnsucht nach ihr jeden andern Gedanken schweigen,

und er beschloß, der Vorstellung beizuwohnen und dem Verlangen der Freunde am folgenden Morgen zu entsprechen.

Er eilte, sich umzukleiden; allein sein schwarzer Anzug erschien ihm heute so ungemein düster, daß er anstand, ihn anzulegen. Er sah ihn prüfend an. Endlich wählte er ihn dennoch. Sie würde sich wundern, ihn so wenig fest bei einem Vorsatze beharren zu sehen und das Wechselvolle seiner Stimmung konnte ihm bei einer Dame nimmermehr zur Entschuldigung dienen; weit eher noch würde es bei einem Manne Nachsicht finden, denn Frauen verzeihen an dem starken Geschlechte nichts weniger, als die Wiederholung ihrer eigenen Schwächen, weil sie in den Männern gerade das lieben und gern bewundern, was sie selbst nicht besitzen.

Man gab im Theater Zenobia von Metastasio. — Alfieri hatte sich so sehr beeilt, daß er auf seinem Platze erschien, als der Vorhang grade erst aufging. Ein Bouquet der schönsten Blumen lag auf dem Rande der Loge der Gräfin Albany, er selbst hatte es dahin legen lassen mit einem zwischen die Blätter geschobenen Sonnette von ihm, das er in der vorigen Nacht an sie gerichtet. Er wollte nun Zeuge sein, wenn sie es in

die Hand nahm, den Duft einathmete und mit einem Blicke den Geber suchte, welchen ihr Herz sogleich errathen mußte.

Sein Auge blieb daher auf der noch leeren Loge haften, während das Ohr nur halb dem Vorgange auf der Bühne folgte. Allein seine Erwartung schien heute getäuscht werden zu sollen. Niemand zeigte sich darin. Schon hatte der dritte Akt sein Ende erreicht, und das Bouquet lag immer noch auf seinem Platze.

Er empfand eine gewisse Unruhe über dieses Ausbleiben. Der Prätendent war im Allgemeinen sehr pünktlich im Besuche des Theaters, so wie überhaupt in seiner ganzen Lebensweise; es ging bei ihm alles methodisch nach der Uhr, noch nie zuvor hatte man ihn so verspätet hier eintreffen sehen, um seine Mittagsruhe zu genießen. Ein Grund mußte für sein Nichtkommen vorhanden sein, und ein wichtiger Grund. Vielleicht war ihm ein Unwohlsein zugestoßen, oder etwa ihr?

Dies „oder etwa ihr" fiel wie Blei auf sein Herz. Er blickte umher. Sah ihn denn Jemand an, konnte er aufstehen und das Theater ohne die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, verlassen? — Es zuckte ihm

in allen Gliedern, fortzukommen. Er stemmte die Hände auf die Kniee und sah vor sich auf die Erde. Vielleicht meinte er sich selbst damit zurückzuhalten.

Endlich nun senkte sich der Vorhang wieder und er konnte entschlüpfen. Eilenden Schrittes ging er dem Palazzo Guadagni zu. Die Pforte stand offen. Ohne Aufenthalt schritt er über den Flur und fragte den ersten ihm begegnenden Diener, ob die Majestäten zu Hause? Die Antwort lautete verneinend. Die Prinzessin befände sich in ihrem Schlafgemache, hieß es, und sei nicht ganz wohl, Seine Majestät aber sähe heute Niemand.

Alfieri wandte sich mit vornehmem Gruße dem Ausgange wieder zu. Obwohl ihm die Frage, was der Gräfin fehle, auf der Lippe schwebte, obwohl sie ihm das Herz abdrückte, so zögerte er doch, sie auszusprechen. Dem Prätendenten wurde, wie er wußte, alles hinterbracht und aus Allem sog er Gift.

Er hatte ihr daher die höchste Vorsicht lange schon geloben müssen, hatte ihr versprochen, vor den Dienern nie zu verrathen, daß er ihretwegen nach dem Palazzo komme.

Aber einer andern Unvorsichtigkeit war er heute schuldig geworden, die er nun ohne Verzug gut machen

mußte. Noch lag ja das Bouquet mit dem Gedichte in ihrer Loge, und spielte ein Zufall dies in die Hände des Prätendenten, so war das Geheimniß seiner Liebe verrathen. Daß er seine Gemahlin besungen, hätte ihm dieser nie verziehen. Er eilte also unverzüglich nach dem Theater zurück und ließ sich von dem Logenschließer dies verrätherische Document zurückerstatten. Wie gern hätte er Blumen mit Dichtung in ihren Händen gewußt. Doch wie Beides an sie gelangen lassen? Vertrauen durfte er, selbst mit Gold aufgewogen, keiner dienstbeflissenen Hand. Und dennoch! — Das Sonnett war so wohl gelungen, es sprach seine Empfindungen so treu, so wahr aus, wie er im Sternenglanze, von hellen Mondstrahlen beschienen, ihrer gedacht und das Glück des Abends noch einmal nachempfunden hatte, daß es ihr Freude machen müßte, es zu lesen, ja ihr einen Trost bieten würde, der vielleicht günstig auf ihre Gesundheit einwirke.

Er nahm den Strauß und eilte damit zu der Signora Orlandini. Sie war nicht zu Hause und der Diener wußte auch nicht, wohin sie gegangen sei, denn schon diesen Morgen hatte sie die Wohnung verlassen, und nicht gesagt, wann sie wiederkehren würde. Ihre

Jungfer, besser unterrichtet von der Herrin Wegen, fand sich nicht gleich zur Hand. Alfieri hieß sie suchen. Nach vieler Mühe entdeckte man sie bei einer Nachbarin. Darüber war die Zeit vergangen und die Nacht vorgerückt. Sollte er auf die Signora warten, lautete sein Bedenken. Es war seine einzige Hoffnung, Auskunft zu erhalten. Das Mädchen wußte nicht, was sie ihm rathen sollte, und schien überhaupt scheu und ängstlich in ihren Antworten zu sein.

Da Gehegan bei ihm gewesen war, so konnte dieser nicht in ihrer Begleitung sein. Indem er diesem Umstande nachsann, wurde es ihm plötzlich klar, daß sie nur bei ihrer Freundin im Palazzo Guadagni sein könne.

War denn die Gräfin so plötzlich und so ernstlich erkrankt, um der Signora Nähe zu bedürfen? Um Trost aus ihrer Gegenwart zu schöpfen?

Er schrieb rasch ein Billet an die Orlandini, schilderte ihr seine Angst, seine Sorge, seine Ungewißheit, schloß das Sonnett ein und trug dem Diener auf, unverzüglich nach dem Hause des Prätendenten damit zu eilen und es seiner Herrin zu überbringen.

„Ich habe Ihnen nicht gesagt, daß die gnädige

Gräfin dort sei, Signor Conte," rief die Jungfer sich verwahrend. „Ich weiß von nichts."

„Dies verräth mir gerade, wie viel mehr Sie wissen, als Sie sagen wollen," versetzte Alfieri stolz; „ich ziehe es daher vor, mich bei Ihrer Herrin zu erkundigen und nehme alle Verantwortung auf mich. Aber eilen Sie!" rief er dem Diener zu, ihm ein Goldstück reichend.

Ungeduldig wanderte er in dem Salon der Signora auf und ab, bald mit den Füßen leise stampfend, bald auf die Fensterbrüstung leise trommelnd. Immer weiter rückte indessen die Nacht vor.

Da hörte er auf der Straße rasche Schritte. Jemand trat in das Haus und sprach laut auf dem Flur. Er erkannte die Stimme nicht gleich; die des Dieners schien es ihm nicht zu sein. Er öffnete die Thüre und horchte, nach wem gefragt werde.

„Er weiß also von nichts?" hörte er sagen. „Gottlob! — Wir müssen es ihm so lange wie nur möglich verheimlichen."

Wem? Ihm? Und was?

Indem kam die Stimme näher, er drückte die Thüre rasch wieder zu, und gleich darauf trat Gehegan ein.

„Guten Abend! So spät hier?“ fragte dieser verlegen, ohne bei dem schwachen Schimmer der zwei auf dem Tische brennenden Kerzen bemerken zu können, mit welchen Blicken Alfieri ihn maß, und seine Verwirrung an ihm nicht verstand.

„Ich warte auf Signora Orlandini und habe ihr darum schon einen Boten nachgesandt; denn ich muß Auskunft haben, wie es der Gräfin Albany ergeht.“

„Warum?“ fragte Gehegan forschend.

„Weil sie krank sein soll, nicht im Theater erschienen ist, und ein dunkles Vorgefühl mir sagt, es sei etwas Ungewöhnliches vorgefallen.“

„Man macht sich manchmal dergleichen Ideen,“ erwiederte Gehegan achselzuckend.

„Und mit Recht, lieber Freund. Apropos, ich muß mich noch bei Ihnen entschuldigen; Sie waren heute zu verschiedenen Malen bei mir. Darf ich die dringende Nachfrage ganz auf Rechnung Ihres Wunsches, mich zu sehen, setzen, oder war ein besonderer Grund dazu vorhanden?“

„Allerdings — ich wollte, — ich meine, zu sagen, Signora Orlandini wünschte, daß ich mit Ihnen einen

Spazierritt mache und leider waren Sie schon so früh aufgebrochen."

„Dennoch kamen Sie noch zweimal wieder?"

„Um zu hören, ob Sie zurückgekehrt wären."

„Diese ängstliche Nachfrage hatte also sonst keine Ursache?"

„Nicht, daß ich wüßte."

So sind es also nur böse Ahnungen gewesen, welche Sie verleiteten, zu glauben, es könne mir beim Reiten ein Unglück zugestoßen sein?"

„Ihnen?"

„Nun ja."

„Für Sie zu fürchten ist mir im Traume nicht eingefallen."

„Aber für wen denn sonst?"

„Ich weiß es selbst nicht," sagte Gehegan zerstreut, trat an das Fenster und trommelte an den Scheiben. „Ich bin ganz außer mir, weiß nicht, was ich sage, noch was ich denken soll. Das lange Ausbleiben der Signora erfüllt mich mit allerlei bösen Gedanken. Sie könnte auch Rücksicht auf mich nehmen, sie könnte wissen, in welcher peinlichen Erwartung ich ihrer harre. Wenigstens zehnmal bin ich diesen Abend schon hier gewesen."

„Also noch viel öfter bei ihr, als bei mir?“ erwiederte Alfieri mit sarkastischem Lächeln. „Sie sind ein unruhiger Liebhaber, das muß man Ihnen zugestehen, und der Egoismus der Leidenschaft verläßt Sie dabei auch nicht einen Augenblick, denn meine Angst, meine Sorge läßt Sie gänzlich kalt, während Sie doch begründet ist und die Ihrige nur auf einer Einbildung beruht.“

„Ein Irländer und Egoismus! Sie werden mir noch Abbitte thun. Doch hören Sie nicht einen Wagen rollen?“

„Ich rüttelte an dem Tische.“

„Nein doch. – Still! Ja, wahrhaftig!“ Und mit einem Sprunge war er zur Thür hinaus.

Alfieri folgte ihm. War die Signora wirklich zurückgekehrt, so hatte er nicht mindere Eile, sie zu begrüßen, als Gehegan. Sie kam ihm schon im Vorzimmer entgegen. Aufgeregt und athemlos zog sie ihn mit sich in den Salon zurück. Hier schloß sie die Thüre sorgfältig hinter sich ab und rief dann: „Dem Himmel sei Dank, lieber Graf, der das Unglück an uns vorübergehen ließ. Sie ist gerettet!“

„Wer?“ rief Alfieri, und seine Augen traten fast aus ihren Höhlen.

„So wissen Sie nichts, gar nichts? Mon Dieu! Mon Dieu! Wie soll man es Ihnen anbringen!"

„Aber was? — Ich bitte Sie, Signora!" rief dieser, auf seine Kniee vor ihr hinstürzend und flehend die Hände erhebend. „Foltern Sie mich doch nicht, geben Sie mir Wahrheit. Was ist geschehen? — Ist sie nicht mehr?"

„Sie lebt! Das eine große Wort kann ich Ihnen wenigstens sagen," rief die Signora mit Pathos.

„Aber — was ist ihr begegnet, warum sollte sie nicht leben, was ist ihr geschehen? — Ich bitte um Wahrheit," schrie er außer sich.

„Werden Sie sie ertragen können? Als Mann sie ertragen können? Wollen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß das, was ich Ihnen sagen werde, Sie zu keinem Morde veranlassen soll? Wollen Sie mir geloben, nichts ohne meinen Rath zu unternehmen?"

„Alles gelobe ich, Alles will ich thun. Nur Wahrheit! Was ist ihr begegnet? Sie tödten mich, wenn Sie noch länger zögern."

„Der Prätendent hat seine Gemahlin diese Nacht erdrosseln wollen."

„Ach, meine Vision!" schrie Alfieri auf und Thrä-

nen entstürzten seinen Augen. „Gott der Gnade und Gott der Barmherzigkeit! Bei dem feigen Mörder soll sie bleiben, in seiner ruchlosen Hand ihr theures Dasein stehen? Nimmermehr! Ich rette sie, und koste es mir tausend Leben. Ich befreie sie von ihm, und sollte ich es zu vollbringen die Welt aus ihren Angeln heben! Ich lasse sie nicht länger in seiner Gewalt. Côute qui côute, ich hole sie noch heute von ihm fort, und wehrt er's mir, so hat er sich zuletzt gewehrt."

„Halt!" rief die Signora, dem Davonstürzenden in den Weg tretend. „Sie haben mir Ihr Wort gegeben, Sie müssen es halten, Sie dürfen keinen Schritt ohne mich gehen."

„Und soll er sie etwa in dieser Nacht noch einmal zu erwürgen versuchen?" rief Alfieri außer sich.

„Er wird es nicht. Seit er an ihrem weißen Halse die blauen Flecken sah, ist er wie umgewandelt. Er hat geweint, wie ein Kind, hat sie tausendmal um Vergebung gebeten, und sitzt vor ihrem Lager, ihre Hand haltend und deren Pulsschläge zählend. Ich habe sie daher nicht allein zu sehen vermocht und nur während er entschlummert war, einige Worte flüsternd

mit ihr wechseln können. — Sie hat mir an Sie die Bitte aufgetragen, ihre Nähe jetzt nicht zu suchen; denn nur so lange Ihr Anblick den Prätendenten nicht reize, sei sie vor einem neuen Anfalle seiner Wuth sicher und ihr Leben außer aller Gefahr. — Doch wünscht sie selbst, jetzt sein Haus zu verlassen und in irgend einem Kloster eine Freistätte sich zu erwählen, so beengend ihrem Sinne auch sonst solche Mauern sind."

„Das Leben ist mir doch lieb!" sagte sie zu mir mit einem so rührenden Ausdrucke, daß es mir das Herz brach.

„Wenn Sie ihr gefällig sein möchten, so sollten Sie zum Großherzoge gehen und diesen um seinen Schutz ersuchen. Befehlen kann auch er dem Prätendenten nicht, sie ziehen zu lassen, und so scharf behütet, wie sie ist, entflieht es sich gar nicht leicht von ihm; nur List kann uns hier helfen.

Vierzehntes Kapitel.

Das Kloster der weißen Nonnen.

Längs der Via del Mandorlo hingehend, kommt man am Fuße eines dem Dominikanerorden angehörenden Nonnenklosters vorbei, das seinen Namen „Bianchette" der weißen Tracht seiner Bewohnerinnen entlehnt hat. Von einem Borromeo im Jahre 1860 gegründet, erfuhr es in der französischen Zeit seine Aufhebung und ist jetzt in verschiedene Wohnungen eingetheilt, welche dem ursprünglichen Zwecke gänzlich fremd sind.*)

Die einst hier lebenden weißen Nonnen standen in dem Rufe, große Künstlerinnen in allen Arten von weiblichen Arbeiten zu sein, so daß ihr weit gepriesenes Geschick alle Fremden zur Besichtigung ihrer Vorräthe

*) Alfred von Reumont, die Gräfin Albany.

an Spitzen und Stickereien einlud, wobei die Neugierde dann den Eintrittspreis durch Entstehung irgend eines Gegenstandes entrichtete.

An einem Novembertage des Jahres 1780, welcher so düster aussah, wie wir ihn im grauen Norden zu unserm Leidwesen kennen, — denn der vielgerühmte blaue Himmel Italiens kann auch zu Zeiten sich hinter einem Wolkenschleier verstecken, — sah man, als um die Mittagsstunde die Sonne schwach zu leuchten begann, die Equipage des Prätendenten den Weg nach dem Kloster einschlagen und an den Stufen der großen Aufgangstreppe Halt machen.

Karl Eduard mit seiner Gemahlin und Signora Orlandini stiegen aus.

„Hier hinauf geht es!“ fragte der Prätendent, die vielen Stufen gewahrend. „Hätten Sie mir das gesagt, Signora, so wäre die Partie unterblieben. Minder theuer möchte ich Ihre Vorliebe für Spitzen und weiblichen Tand bezahlen.“

„Ich habe Ihr Königliches Wort, das wird Karl Eduard mir nicht brechen,“ sagte die schlaue Dame schmeichelnd, „und wenn das Steigen Ew. Majestät zu sehr ermüdet, so verweilen Sie im Wagen, bis

wir wieder kommen. Ich verspreche Ihnen, mich möglichst zu beeilen."

„Das kennt man schon, wie Damen sich zu beeilen verstehen, wenn sie Putzsachen sehen!" rief der Prätendent. „Nein, mitkommen werde ich jedenfalls. Es ist besser noch, mich dort oben zu langweilen, als hier. Ich will mich nur erst durch ein Gläschen Cyperwein dazu stärken."

Während der Diener ihm diesen so verderblichen Nektar credenzte, kam Herr Gehegan des Weges gesprengt, hielt beim Anblick der ihm wohlbekannten Equipage sein Pferd an und begrüßte den Prätendenten. „Gut, daß ich Ihnen begegne, Sire!" redete er ihn an. „Ich probire so eben mein Roß. Wie gefällt Ihnen dieser Goldfuchs?"

„Das Thier ist nicht übel."

„Es freut mich, daß es den Beifall Ew. Majestät hat."

„Der Preis?" fragte dieser.

„Es kostet nur den Dank. Graf Alfieri hat es mir geschenkt. Es war sein Lieblingsthier und er wird künftig nicht mehr reiten, wie er sagte."

„Er muß sehr reich sein, um solche Geschenke

machen zu können," sagte Karl Eduard, mit höhnischem Naserümpfen. „Nun jedenfalls wünsche ich Ihnen Glück dazu, möge der Geber sein, wer er wolle. Sie sind doch wohl nicht in Eile und können mir beistehen, diese Damen da hinauf in das Kloster zu begleiten, wo sie Einkäufe machen wollen? Ihre Donna hat mir beim Frühstück, unter allerlei Scherz, womit sie mich so gut zu unterhalten versteht, das Versprechen abgelockt, sie hierher zu führen; und mich meines Wortes zu entbinden, scheint sie nicht im mindesten geneigt zu sein."

„Warum auch sollten Sie das wünschen, Sire, wo die Erfüllung so leicht und so wenige Schritte vor Ihnen liegt," sagte Gehegan mit heiterem Lächeln und reichte dabei einem der Diener sein Pferd. „Ich stehe ganz zu Ihren Diensten, wie immer. Wenn Sie mir erlauben, werde ich mit den Damen vorangehen, damit Sie um so gemächlicher, ganz nach Bequemlichkeit folgen können."

Damit wandte er sich, den Hut ziehend, von dem Prätendenten zurück, bot Louise von Albany seinen rechten Arm, seiner Donna den linken und alle Drei eilten nun in Sturmschritten die Treppe hinauf.

„Wie sie laufen!“ dachte Karl Eduard, langsam sein Gläschen hinunterschlürfend. „Als ob sie nicht früh genug da oben ankommen könnten. Und diesen Goldfuchs hat der verrückte Dichter dem Gehegan geschenkt? Der Großprahler! Ich will ihn jedoch schon schweigen lehren! Victor Amadeus muß meinen Brief bereits erhalten haben und ich weiß, was ich von dessen Gesinnung erwarten kann.“

Während der Unglücklichste der Stuarts dies kurze Selbstgespräch hielt, waren die drei jungen Personen oben angelangt; hier that sich die Pforte des Klosters, wie von selbst, vor ihnen auf, die Damen traten ein und Gehegan blieb zurück, dem Prätendenten ein Zeichen der Verwunderung machend, daß man ihn vor der Thüre stehen gelassen.

Da Karl Eduard seine Gemahlin nie aus den Augen ließ, war er keineswegs mit dieser Anordnung einverstanden, sie bei den Nonnen ohne sich zu wissen; denn wer stand ihm dafür, daß sie sich dort nicht über ihn beklagte und sein Gewissen sagte ihm, welche gerechte Ursache ihr dazu vorliege. Eilig ergriff er also den Arm von zwei Dienern und kletterte mühsam und athemlos die Stufen hinauf, in sich seine Nachgiebigkeit

von diesem Morgen verwünschend und seinem Schutzheiligen gelobend, nie wieder eine ähnliche Thorheit zu begehen.

Gehegan stand indessen immer noch mit Zeichen des Erstaunens vor der verschlossenen Pforte.

„Warum klopfen Sie denn nicht?“ rief ihm der Prätendent zu, sobald seine Stimme so weit reichen konnte. „Wie soll man denn wissen, daß Sie hinein wollen, wenn Sie kein Lebenszeichen von sich geben? Ich hätte Ihnen wirklich mehr Verstand zugetraut! Mich ansehen und mir zuwinken, ist doch kein Mittel, um die Pförtnerin auf ihren Posten zu bescheiden?“

„Sire, nachdem mir die Nonnen die Thüre vor der Nase zugeschlagen hatten, durfte ich nicht hoffen durch Grobheit zu erreichen, was sie mir höflich nicht bewilligen wollten,“ sagte Gehegan kalt.

„So will ich sie schon lehren, was hier schicklich ist!“ versetzte der Prätendent und pochte mit aller Macht. Allein auch jetzt erschien Niemand.

„Sie sehen, man will uns nicht einlassen!“ bemerkte Gehegan.

„So dringen wir mit Gewalt ein,“ rief der Prä-

tendent wüthend aus. „Meine Diener sollen die Thüre erbrechen!"

Auf diesen lauten Lärm vor dem stillen Asyle erschien am Gitter die Frau Aebtissin in eigener Person und fragte, was die Herren zu dem unziemlichen Betragen vermöge.

„Ich begehre Einlaß," schrie Karl Eduard ganz außer sich. „Ich bin Katholik und ein legitimer Fürst. Ist es erhört, mich vor der verschlossenen Thüre stehen zu lassen, wie Jemand, der die Schwelle Ihres Hauses verunehren könne!"

„Ich bedaure, Sire, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu dürfen," sagte die Aebtissin mit sanfter Ruhe."

„Aber ich befehle es Ihnen, mein Bruder, der Cardinal von York, befiehlt es Ihnen, die ganze katholische Christenheit fordert den Eintritt für einen königlichen Beschützer und Anhänger Ihrer Kirche."

„Nichts desto weniger muß ich ihn Ihnen verweigern, Sire."

„So werde ich mich beim Papste beklagen über diese unerhörte Anmaßung so kleiner Benedictiner-Nonnen!" schrie der Prätendent erbittert. „Sagen Sie der Gräfin Albany, daß ich ihr keinen Augenblick

länger das Verweilen in diesen Mauern gestatte, nachdem man mich hier so gröblich beleidigt hat; sie solle ohne Verzug zurückkehren und nichts von Ihren Arbeiten erstehen, befehle ich.“

„Sire, ich bedaure diesen Auftrag nicht ausrichten zu können, weil er überflüssig ist; denn die Gräfin wird längere Zeit bei uns wohnen.“

„Sie soll aber nicht, ich will es nicht, sie soll augenblicklich kommen,“ rief der Prätendent außer sich über diese Antwort.

„Sie hat sich unter unsern Schutz begeben, wähnend, sie sei hier sicherer, als im eigenen Hause.“

„Ein schöner Schutz,“ schrie der Prätendent wüthend über diese Bemerkung. „Wir wollen doch sehen, ob eine Frau sich unter einen andern Schutz begeben kann, als den ihres rechtmäßigen Gemahls und ob solche kleine weißen Nonnen ein Recht haben gegen Gottes Gesetz, die durch das heilige Sacrament der Ehe mit mir verbundene Gefährtin von mir zu trennen. Hüten Sie sich, fromme Schwester, Ihr Gewissen mit solcher Sünde zu belasten! Gehen Sie in sich und geben Sie mir mein Eigenthum zurück. Ich warne Sie zum letzten Male.“

„Sire, es ist überflüssig eine Sache weiter zu erörtern, in der ich nicht aus eigener Autorität handele. Die Frau Großherzogin von Toscana haben die Frau Gräfin von Albany hier unter unsere specielle Obhut gestellt und von unserer Landesfürstin sind wir der weiteren Befehle gewärtig; Sie verzeihen, wenn Ihre Autorität einer solchen weichen muß."

Sie neigte ihr Haupt und schloß das Gitter. Der Prätendent blieb sprachlos stehen.

„Was heißt das? Was will das sagen?" fragte er endlich den jungen Gehegan, ihn mit einem zornfunkelnden Blicke messend.

Dieser zuckte die Achseln.

„Herr! stellen Sie sich nicht so unschuldig an!" rief der Prätendent, seinen ganzen Unwillen nun auf diesen sichtbaren Zeugen der Thatsache lenkend. „Die Sache hat sich nicht so von selbst gemacht, es ist ein Complott, das Sie mit spinnen geholfen. Ihre Donna, die falsche, heuchlerische Person, hat mich auf das Schmählichste hintergangen. Mit ihrer Katzenfreundlichkeit hat sie mich beredet hierher mit ihr zu gehen! Und Sie sind auch nicht so von ungefähr nur des Weges geritten gekommen, Sie haben den Goldfuchs

nicht ohne Absicht heute auf der Via del Mandorlo versucht, Sie Alle haben ihr Scherflein beigetragen, um einen armen unglücklichen Mann, Ihren rechtmäßigen Souverain, in diese Falle zu locken. Sie sind ein Elender! Ein Verräther! Ich spucke aus vor Ihnen!"

„Sire, dafür fordere ich Genugthuung!" rief Gehegan erglühend und sah Karl Eduard herausfordernd an.

„Genugthuung! Ja mit dem Stocke! Ich werde Sie von meinen Leuten durchprügeln lassen;*) wenn Ihnen das eine Satisfaction ist, die gerechte Strafe, für ein so niederträchtiges Betragen, wie das Ihrige ist, zu leiden."

Er ballte dazu die Faust, als wollte er selbst sich an dem Beleidiger vergreifen.

Gehegan sah ihn einen Augenblick unschlüssig an. Mit einem Stoße hätte er die wankende Gestalt des Prätendenten die Stufen hinabstürzen können, doch würde er damit zugleich sich selbst, als Edelmann und als Mensch einen Makel vor Mit- und Nachwelt angehangen haben. Er gebot also seinem Unwillen

*) Dutens, welcher zu jener Zeit in Florenz war, erzählt diesen Auftritt.

Schweigen; „Sire, wenn der Wein nicht aus Ihnen spräche, würden Sie als Cavalier sich Ihrer Worte schämen müssen," sagte er, sprang die Stufen hinab und sein Pferd besteigend, war er verschwunden.

Dem Prätendenten blieb nun Niemand für seine Wuth übrig, als er selbst und höchst freigebig war er gegen sich in Vorwürfen über seine eigene Blindheit. Er grollte aller Welt und war nicht sparsam in beschimpfenden Reden gegen diejenigen, welche ihm diesen Streich gespielt hatten; aber auch sich selbst konnte er nicht von aller Schuld freisprechen.

Die Gräfin von Albany stand am Fenster des Gemaches der Aebtissin und sah ihm nach, wie er darauf mühsam die Stufen hinabstieg, unten angekommen, noch einen Blick zurückwarf und dann davonfuhr. Sie weinte. Ohne zu ahnen, daß sie ihn zum letzten Male gesehen, trug sie doch in sich die Ueberzeugung, mit ihrer Flucht hierher eine Trennung von ihm für dies Leben eingeleitet zu haben und alles erduldete Leid, alles Weh ihrer jungen Jahre, trat mit dem Gefühle ihrer errungenen Freiheit, noch einmal mit doppelter Stärke vor ihre Seele. Sie rief es sich gewissermaßen zu ihrer eigenen Rechtfertigung jetzt zurück, sie malte

sich aus, was sie erduldet, sie sah ihn vor sich, wie er, von Wein erhitzt, in toller Eifersucht, sie erdrosseln wollte; — sie legte in Gedanken ihre alten Fesseln wieder an, und versuchte in die einem Kerker gleichen Bande zurückzukehren und — wandte sich schaudernd vor dem Bilde zurück. Es war ihrer unwürdig, in jedem Bezug unwürdig, an der Seite eines solchen Mannes zu leben, seine Gattin zu sein und zu heißen und der Hochmuth, welcher sie diese Verbindung hatte eingehen lassen, war genugsam bestraft worden. Gebüßt hatte sie schwer, was sie aus Leichtsinn verbrochen; quitt war sie mit dem Schicksal, quitt mit sich selbst.

Alfieri war während dieser Zeit berufen worden, vor dem Großherzog Leopold zu erscheinen.

Die warme Freundschaft der Signora Orlandini hatte durch einen Fußfall bei der Großherzogin die Protection für die unglückliche Prinzessin gewonnen und Leopold, aufgerufen durch seinen Machtspruch des Gatten Rechte zu verkürzen, wollte, als gerechter Richter, erst dann einschreiten, wenn er genau den Sachbestand geprüft.

In einfacher schwarzer Kleidung, marmorbleich, erschien der junge Graf jetzt im Vorzimmer des Erz-

herzogs, einem peinlichen Verhöre entgegensehend. Der Abbate, durch seinen hohen Stand und seine Werke dem gelehrten Fürsten wohlbekannt, begleitete ihn und ließ um die Gunst bitten, mit dem jungen Grafen zugleich vorgelassen zu werden. Des Großherzogs Stirne entwölkte sich schon, als er ihn mit diesem hochgeschätzten Manne eintreten sah. Den würdigen Caluso herzlich willkommen heißend an seinem Hofe, sah er Alfieri kalt und prüfend an und fragte ihn dann, warum er bis dahin sich nie bei ihm vorgestellt habe?

Nicht wie sonst den Fürsten gegenüber, hob der junge Conte heute stolz sein Haupt empor; denn zum ersten Male in seinem Leben erschien er als Bittsteller und fühlte darum die Nothwendigkeit, den, welcher ihm etwas gewähren sollte, für sich zu gewinnen.

„Kaiserliche Hoheit!" sagte er daher mit bescheidener Miene, „ich wünschte nicht früher um die Gunst, mich Ihnen vorstellen zu dürfen, nachzusuchen, bis ich Italiens Literatur durch eine Dichtung bereichert, welche ich Ihnen zu Füßen legen könnte. Ich bin ehrgeizig, ich dürste nach Ruhm und meine ganze Zeit ist dem Bestreben gewidmet, Meister der italienischen

Sprache zu werden und Verse zu schreiben, wie unsere besten Dichter sie geschrieben haben."

„Und schöne Damen zu den Heldinnen Ihrer Tragödien zu erheben und ihnen eine verbrecherische Liebe so süß vorzumalen, bis gestrenge Eheherren ein Aergerniß daran nahmen und mordsüchtig wurden, gleich Ihrem Filippo?" fragte der Großherzog mit halbem Lächeln.

Alfieri's Blut kochte. Ein Blick auf den Abbate gab ihm jedoch die Fassung wieder und sich bezwingend sagte er:

„Kaiserliche Hoheit, dem Dichter, wie dem Künstler steht es frei sich seine Typen zu wählen und aus Ideal und Wirklichkeit ein Ganzes zu bilden. Mein Filippo ist entstanden, bevor ich jene Dame, von der Sie reden wollen, kennen gelernt hatte. Wenn der Gemahl in dessen eifersüchtiger Wuth seine eigenen Empfindungen geschildert wähnte, so ist das ein Zufall, den ich nicht vorhersehen konnte, als ich diese Tragödie auswählte, um den Eindruck meiner Schöpfung auf meine Hörer zu erproben."

„Sie lieben die Gräfin Albany also nicht?" sagte Leopold prüfend.

„Wenn ich für eine so hochgestellte Dame eine

Neigung empfände, so würde mein Mund sie dennoch verschweigen, Kaiserliche Hoheit, weil ich mir bewußt bin, daß dies die Pflicht des ächten Cavaliers ist."

„Wenn Ihnen die Ehre der Dame so heilig war, warum haben Sie sie dann dem Gerede der Welt ausgesetzt?" versetzte der Großherzog, durch diese Antwort gewonnen, in milderem Tone.

„Nie gab ich dazu eine Veranlassung!" sagte Alfieri warm. „Die Sitte des Landes gestattet den Cavaliere servente. Sie nahm mich zu dem ihrigen huldvoll auf."

„Und weitere Wünsche hegten Sie nicht in Bezug auf sie? Des Gatten Rechte wollten Sie nicht kränken?"

„Kaiserliche Hoheit, was ich gewollt und nicht gewollt habe, des Herzens Wünsche und der Pflicht Gebote, dies innere Wechselspiel, gehört nicht vor den Richter. Als Mann, wenn auch ein Fürst, werden Sie, schönen Frauen gegenüber, schon so empfunden haben, wie ich hier empfand; sagen Sie also selbst, wie könnte ich mit Wahrheit Ihnen jetzt versichern wollen, daß ich stets kalt geblieben neben Schönheit, Geist und Jugend? Sie würden mir ja doch nicht glauben, wollte ich es auch behaupten. Doch heilig

kann ich Eurer Kaiserlichen Hoheit versichern, nie äußerlich etwas gethan zu haben, was die Sitte verletzen konnte."

„Und wenn die Gräfin sich der Freiheit jetzt erfreuete, wie würden Sie sich zu ihr stellen?"

„Ich weiß es nicht. Die edele Frau würde zu gebieten haben, ob ich meinen Dienst ferner bei ihr fortsetzen dürfte, ob nicht."

„Dieser Möglichkeit vorzubeugen, ist daher unsere Pflicht. Wir lassen von heute an der Gräfin von Albany unsern Schutz angedeihen, so lange sie in einem Kloster verweilt, wo der Graf Alfieri nicht ihr Cavaliere servente sein kann. Sie sind entlassen."

Alfieri entfernte sich, die Galle im Herzen. Was sollte er jetzt wünschen, was fürchten? — Wurde sie von dem Gatten befreit, so war sie ihm verloren. — Wahnsinnig vor Schmerz erreichte er seine Wohnung. Hier kam ihm Gehegan schon entgegen.

„Sie ist gerettet!" rief dieser ihm zu. „Wir haben sie glücklich nach dem Kloster der Bianchette gebracht!"

„So ist es um mich geschehen," rief Alfieri, die Hände vor das Gesicht schlagend.

Diesen Ausbruch des Schmerzes, wo er Dank und

Jubel erwartet, konnte der Irländer lange nicht begreifen.

„Es kommt Alles anders, als man denkt," sagte er endlich tröstend. „Mit der Zeit wird man Ihnen den Dienst bei der Donna schon wieder gestatten. Warten Sie es nur mit Geduld ab."

Das aber war Alfieri gerade ganz unmöglich. Er lief wild im Zimmer auf und ab und rang mit verzweifelten Entschlüssen. Gehegan berichtete ihm indessen den ganzen Vorgang dieses Morgens bis in seine größten Einzelheiten und freute sich den Andern dadurch von seinen finstern Gedanken abzuziehen. Als er bis an die Drohung des Prätendenten gelangt war, stachelte die Wiederholung des ihm zugedachten Schimpfes seinen Zorn und er berieth mit Alfieri, wie er sich unter den Umständen benehmen solle. Sie kamen überein, daß er Karl Eduard schriftlich fordern solle und um seinen Muth zu beweisen, den Brief eigenhändig und zwar in der Frühstunde, wenn der Weingeist den unglücklichen Prinzen noch nicht umnebelte, im Palast Guadagni abgeben müsse. Die Abfassung dieses Schreibens kostete einen Teil dieses Tages und, als sie damit fertig waren, trat der Abbate Caluso ein.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Lebewohl.

Das Jahr neigte seinem Ende. Eine leichte Schneedecke breitete sich über die Landschaft aus und eisige Winde zogen von den Gebirgen herab. Am Lung Arno wandelten jetzt nur Wenige auf und ab, seit die Sonne so karg geworden mit ihren Strahlen.

Fest in seinen Mantel gehüllt, das Haupt gesenkt, schritt Alfieri dem Kloster der weißen Nonnen zu. Die Gräfin hatte ihn an das Sprachgitter beschieden; doch schlug sein Herz nicht freudig sie wiederzusehen.

Eine dienende Schwester öffnete die Pforte und führte ihn in das kleine Vorgemach, wo er, in engem Verschluß, durch die schmale Oeffnung des Sprachgitters das ihm theuerste Wesen auf Erden erblicken sollte.

Alles, was er unternommen, um sie von ihrem Gatten zu befreien, war zu seinem Nachtheile ausgefallen. Sie lebte hier von jenem getrennt, doch auch für ihn verloren, nicht nur für jetzt, vielleicht auf immer ihm verloren. Wie konnte er ihr verheimlichen, daß er jetzt fast bereute, ihr seine Hülfe geliehen zu haben, das zu erreichen, was zu ertragen ihm unmöglich schien?

Er schaute die kalten weißen Wände des dürftigen Gemaches an. Ein Paradies waren sie ihm, so lange sie hier weilte.

Die kleine hölzerne Verkleidung wurde jetzt zurückgeschoben, er beugte sich herab und erblickte durch die schmale Oeffnung die Gräfin in klösterlicher Tracht. Der Anblick überwältigte ihn fast. Sie reichte ihm die kleine weiße Hand hindurch, er bedeckte die rosigen Fingerspitzen mit Küssen und seine heißen Thränen netzten sie.

„Grausames Schicksal, das mir rauben will, was mein ganzes Erdenglück ausmacht. — Ihren Anblick, Ihre Nähe!“ rief er tief bewegt. „Wohl gönne ich Ihnen die Freiheit, wohl wünschte ich sie Ihnen; allein um einen zu theuren Preis nur mußte ich sie

erkaufen! Der Dichter senkt die Flügel vor dem Leid seines Herzens. Seine Harfe ist verklungen! Alfieri verzichtet auf den Ruhm."

„Da sei Gott für!" rief die Gräfin und nahm seine Hand zwischen ihre beiden. „Mich von Ihnen geliebt wissen auf Kosten dessen, was Sie der Mit- und Nachwelt sein sollen, war nie mein Wunsch, Alfieri, und ist es auch jetzt nicht. Meine Neigung für Sie ist emporgewachsen durch das, was Sie aus sich machen wollten, ich strebe mit Ihnen, ich lebte in Ihrem Schaffen und was Sie erreichten, das trug mich mit. — Wenn Sie jetzt verzagend still stehen und herabsinken zu dem Loos gewöhnlicher Menschen, so werden Sie mir fremd werden. Ich kenne Sie dann nicht mehr. Sie sind dann ein Anderer, als der, welcher meine Freundschaft suchte und diesen Andern muß ich dann erst kennen lernen, um zu erfahren, ob sein Umgang mir noch Freude bieten könne."

„Sie wollen sich von mir lossagen?" rief Alfieri bitter.

„Ich will es nicht, ich muß es, wenn Alfieri nicht mehr Alfieri ist."

„Kann ich denn aber bleiben, was ich war, wenn Sie mir fehlen?“

„Ich! Was bin ich Ihnen denn? — Ein Sonnenstrahl, ein Fünkchen aus der Sterne Licht, welches in des Dichters Seele fällt und ihn zu allem Hohen und Schönen begeistert, nichts mehr. Es ist so wenig und doch so viel, durch diese Wirkung auf das Gemüth. Wollen Sie mir den Boden rauben, der meine Blüthen trägt? so thun Sie es, selbstsüchtiger Mann, so denken Sie wiederum nur an Ihr eigenes Glück, so geben Sie sich Ihrem Schmerze hin und erfüllen die Luft mit Klagen über meine Befreiung; dann wird der Baum Ihres Lebens keine Früchte mehr tragen, dann fallen die Zweige ab, der Stamm verdorrt.“

„Kann ich denn aber vergessen, was Sie mir waren; vergessen, was ich nun entbehren soll?“ rief Alfieri, unmuthig über ihre Vorwürfe.

„Wer fordert das von Ihnen? Ich doch gewiß nicht? Am allerwenigsten doch wohl ich? Im Gegentheile bitte ich Sie, meiner täglich, stündlich zu gedenken, in Ihrer Seele mein Bild festzuhalten, in Ihren wachen Träumen mit mir zu reden und was Sie schaffen und dichten, mit mir im Stillen zu besprechen.

Auch fern von Ihnen möchte ich stets mit Ihnen leben. Wie aber kann ich das, als wenn Sie in dem Geiste ausharren, den ich an Ihnen kannte; indem Sie dem Ruhme nachleben und ihm Thor und Thüren weit öffnen, indem Sie die Menschen überzeugen, daß ich durch Ihre Freundschaft zu beneiden sei? Was ist unsterblich auf der Erde? Nicht die Throne, nicht die Paläste, nicht Macht noch Glanz, sondern nur des Dichters Sang. Homer, wer kennt ihn nicht, wer liebt ihn nicht. Wir haben ihn, besitzen ihn. Hat es je einen Menschen auf der Welt gegeben, dem wir heute eine gleiche Anerkennung zollten? Gewiß nicht. — Nur die Gedanken sind ewig, nur wo sie durch die Dichtkunst verherrlicht auf uns kommen, erwärmen sie unser Herz. Unsterblich sein heißt: Dichter sein. Und diese Krone sollte Ihre Hand nicht fassen, Ihr Haupt nicht tragen, weil Sie bei einer kleinen Widerwärtigkeit es senkten? Es war nicht Alfieri, der das zu mir sprach. So große Opfer haben Sie mir schon gebracht, mir eine Last des Dankes aufgebürdet, die abzutragen mir unmöglich ist, wenn das Ziel endlich den schweren Weg nicht belohnt, ich endlich, indem ich

Sie diesem entgegenführe, meine Schuld nicht damit an Sie abtragen kann."

„Das ist geschehen, Gräfin!" rief Alfieri feurig. „Sie haben sie getilgt. Denn kommen nicht auf Ihre Rechnung alle jene Stunden des unberechenbar höchsten Glückes, wo ich in diesen dunkeln Augensternen den Beifall an meinem Thun, so-wie den schwachen noch unverdienten Antheil an mir selbst las? Warum aber, Gräfin, mir die Seligkeit rauben, Sie ferner sehen zu dürfen? Louise, Sie, sonst so groß! Sie könnten nicht, um meinetwillen, mit der Welt quittiren? Nicht mir gehören, wenn auch nur vor Gott? Sie könnten, wie andere Frauen, mit Ihrem Herzen einen Handel treiben wollen?"

Die Gräfin erröthete. Besonnen versetzte sie nach kurzem Zögern:

„Mein Freund, ich kann nicht erfüllen, was Sie wünschen. Meine Pflichten waren da, bevor die Liebe zu Ihnen in mein Herz kam. Daß ich den Gatten verließ, forderte ein Gebot der Selbsterhaltung; die Ehre seines Namens, aber bleibt, so lange er lebt, auch die meinige. Lesen Sie, was mein Schwager,

der Cardinal von York, mir schreibt. Der heilige Vater selbst will mich unter seinen Schutz nehmen."

Sie reichte Alfieri den Brief hin; dieser las:

Frascati, den 15. December 1780.

Meine sehr geliebte Schwester, ich kann Ihnen nicht aussprechen, wie sehr mich Ihr Brief vom 9. dieses Monats betrübt hat. Seit langer Zeit schon sah ich ein, daß es so kommen mußte und Ihr mit Billigung des Hofes gethaner Schritt beweist das Genügende Ihrer Gründe. Im Uebrigen, meine sehr geliebte Schwester, dürfen Sie meine Gefühle für Sie nicht in Zweifel ziehen, so wenig wie mein aufrichtiges Bedauern Ihrer Lage. Andererseits aber bitte ich Sie zu bedenken, daß ich keinen Theil habe an der Schließung dieses unauflöslichen Bundes mit meinem Bruder, außer meiner Einwilligung dazu, der Form nach, nachdem Alles schon abgemacht war, ohne daß man mich zu Rathe gezogen hatte und seit Ihrer Verheirathung mit ihm, das wissen Sie, ist es mir unmöglich gewesen, Ihnen in Ihren Leiden und Bekümmernissen den geringsten Beistand zu leisten.

Nichts kann unter den obwaltenden Umständen

weiser und angemessener sein, als Ihr Wunsch sich nach Rom in ein Kloster zu begeben, auch habe ich keinen Augenblick verloren, nach der Stadt zu kommen und Ihnen dazu behülflich zu sein und Alles mit dem heiligen Vater zu ordnen, dessen Güte für Sie wie für mich ich nicht genug rühmen kann.

Ich habe Alles dabei bedacht, was für Sie angenehm und angemessen sein könnte und des Glückes genossen, mich der Billigung des heiligen Vaters zu erfreuen. Sie werden in dem Kloster wohnen, worin unsere Königliche Mutter einige Zeit verweilt hat und welches der König, mein Vater, ganz besonders liebte. Man lebt dort besser, als irgendwo in Rom. Man spricht französisch, auch befinden sich einige sehr ausgezeichnete Nonnen darin. Monseigneur Lascaris steht an der Spitze. Ihr Name einer Gräfin von Albany sichert Sie vor tausend kleinen Widerwärtigkeiten, ohne daß er dem Respecte Abbruch thut, und mein Wort darauf, Sie werden ihn nach allen Seiten hin sich bewiesen sehen. Was die Ihrer Gesundheit nothwendigen Promenaden betrifft, so hat der heilige Vater mir

gestattet, Ihnen diese zu vergönnen, Sie können also darüber, wie über alle andern Punkte ruhig sein. Die Hauptsache ist, Sie in guten Händen zu wissen und ich werde öffentlich den Ihnen gewährten Schutz eingestehen, überzeugt, daß Sie, wo ich es nöthig finde, meinem Rathe Gehör schenken werden, der nur Ihr Bestes vor Gott und Menschen will.

Der Nuntius in Florenz erhält mit diesem Briefe zugleich den Auftrag, mit dem Hofe über Ihre sichere Abreise zu conferiren, Sie müssen sich auf diesen verlassen. Ich denke mir, daß Madame de Margan und zwei Kammerfrauen zu Ihrer Begleitung genügen werden.

Schließlich, theure Schwester, bitte ich Sie, sich zu beruhigen und Niemand zu sagen, es sei Ihr unabänderlicher Entschuß, nie wieder zu Ihrem Gatten zurückzukehren. Fürchten Sie deshalb nicht, daß ich es Ihnen, es sei denn, daß ein Wunder geschehe, anrathen werde. Da es aber möglich ist, der liebe Gott habe dies zugelassen, um Sie zu einem erbaulichen Leben zu führen, daß die Gerechtigkeit Ihrer Sache und die Reinheiten Ihrer Absichten beweise, so kann der Herr durch dies gleiche

Mittel auch die Bekehrung meines Bruders befördern wollen. In Wahrheit, wenn ich das Letztere zu hoffen nicht wage, schmeichele ich mir mit dem Ersteren und das Vorgefühl, es sei dem so, lindert sehr meinen Kummer über die Sache.

Adieu, theure Schwester; denken Sie an nichts. Monseigneur Lascaris, Contini und ich werden Alles besorgen. Mit der innigsten Theilnahme für Sie

Ihr wohlgewogener Bruder

Henry, Cardinal.

Gedankenvoll reichte Alfieri ihr das Schreiben zurück.

„Ich lese darin zwischen den Zeilen mein Urtheil," sagte er mit einem tiefen Seufzer. „Sie geben mich, Jenen zu gefallen, auf. Sie achten das Urtheil der Welt höher, als Ihre Liebe."

Die Gräfin fühlte die Wahrheit dieses Vorwurfes; doch in sich entschlossen und fest, erwiederte sie mit Bestimmtheit:

„Theurer Conte, gegen den Strom schwimmt Niemand ungestraft, am wenigsten aber eine Frau. Es ist wahr, ich kann der Achtung der Welt nicht entbehren. Wie gering auch dem denkenden Geiste

dies oft vorurtheilsvolle Urtheil der Menge erscheine, ich muß mich ihm beugen. Ich will wahr sein in dieser Stunde. Was ich zu bekennen habe, ist kein Unrecht, es wird es nur, wenn ich es dazu machen will. — Ich bin ehrgeizig, Alfieri. Meine Ehe war eine Frucht dieser Sehnsucht, eine Rolle in der Welt zu spielen. Indem ich sie löse, kann ich nichtsdestoweniger den Vorrechten meiner Stellung in der Gesellschaft damit entsagen. Lebten Sie in meiner Nähe, dann fiele die ganze Ursache dieses Schrittes auf Sie und mein Verdammungsurtheil wäre gesprochen. — Sie würden mit mir daran zu tragen haben, der Nimbus, welcher den Grafen Vittorio Alfieri umgiebt, weil er der freien Ausbildung seines Talentes so vieles opferte, schwände vor dem auf seinem Charakter haftenden Flecken und Sie würden erlahmen den Ruhm zu suchen, nachdem die Ehre Ihnen verloren gegangen. — Sagen Sie selbst, ob ich hier unrecht urtheile?"

„Gräfin!" erwiederte Alfieri gereizt. „Der Verstand kann solche Consequenz ziehen, weil — das Herz kalt ist."

„Oder auch, weil es der Vernunft Gehör leiht und Ihr Glück, so wie das meinige, nicht auf eine

Nummer setzen will, welche sicherlich mit einer Niete herauskommen müßte. Freund! Wir bleiben einander ja, wenn wir auch jetzt uns trennen. Wir werden uns wiedersehen; sobald der Lorbeer Ihr Haupt krönt und der Ruhm des Dichters mir, wie allen andern Frauen, das Recht giebt, Sie bewundern zu dürfen."

„Sie wollen keine Ausnahme sein?" fragte Alfieri bitter.

„Vor den Augen der Welt gewiß nicht. Welche Empfindungen ich noch im Besonderen für Sie hege, das bleibe mein Geheimniß. Wie stolz mein Herz schlagen wird, wenn der Name Alfieri von einem Pole zum andern wiederklingt, das verrathe meine Lippe nicht; — mein Glück bleibe mein stilles Geheimniß; mein Elend nur liege jedem Auge offen, denn das Mitleid erweckt uns Freude, der Neid aber raubt sie uns."

„Besser beneidet, als beklagt, sagt das Sprüchwort," warf Alfieri verstimmt ein.

„So spricht Ihr Stolz; dem Frauengemüthe dagegen ist der Beifall wohlthuend, es bedarf der Approbation."

„Auch sogar der eines Papstes, wie es scheint?“ sagte er bitter.

„Sie sind verstimmt, Freund, und darum ungerecht. Besinnen Sie sich doch! Sie können mich nicht schützen. Vor dem Gesetze, sowohl dem heiligen, wie dem profanen, gehöre ich meinem Gatten an. — Wenn die Kirche selbst ihre Hand über mich breitet, so muß ich zu ihm zurückkehren, dessen Wuth, nachdem ich ihm entflohen bin, ich nicht begegnen möchte. Wenn ich nun klug und verständig mich den Umständen füge und von ihnen Vortheil zu ziehen suche, so dürfen Sie mich deshalb nicht tadeln. — Läßt es sich denn ändern? ist das kleine Opfer unserer Trennung nicht nothwendig, damit wir uns einst freier wiedersehen können?“

„Einst!“ wiederholte Alfieri. „Das ist ein kleines Wort und faßt einen so weiten Raum in sich. Ich liebe nicht die unbestimmte Ferne, welche mein Temperament mir stets mit düstern Bildern füllt.“

„Und mit lachenden das meinige,“ fiel ihm die Gräfin, zärtlich seine Hand nach sich ziehend, in das Wort. „Heiter blicke ich der Zukunft entgegen, Alfieri, und hoffe von ihr für Sie und für mich das Beste.

Ihr Ruhm ist die Brücke, durch ihn gewinnen wir das andere Ufer, von wo aus wir dann heiter auf den zurückgelegten Weg zurückschauen werden."

„Sie lieben meinen Ruhm, nicht mich, Gräfin, und dieser Ruhm ist nur ein Luftgebilde, das Sie sich schaffen, das Ihr Ehrgeiz sich erfindet, — das von mir nichts weiß."

„Und dennoch hat er mir das Herz geraubt, des Prätendenten Zorn erregt und ihn beinahe zu einem Morde geführt," sagte sie lächelnd mit Ueberlegenheit. „Sie böser Mann! Müssen Sie so schwer mir diese Stunde eines Abschieds machen, der die Gefangene in einen anderen Kerker führen soll, während Sie selbst der Freiheit hier genießen? Kann Alfieri so ungroßmüthig sein, nur an sich selbst denken zu wollen, wo mein Schicksal seine ganze Theilnahme aufrufen müßte? Will er mir meine Hoffnungen rauben, die nur er zur Wahrheit machen kann? Woran soll ich Arme mich halten in dem Momente dieser schweren Trennung, wenn nicht an diese große Hoffnung, daß Alfieri mir gestatte, in meiner tiefsten Seele mit ihm leben, denken, hoffen, träumen und seine Zukunft zu der meinigen machen zu können?"

„Das war auch mein Traum; allein zerrissen hat Ihre Vernunft den Schleier, geschwunden ist dieses Gebilde!" rief er bitter.

„Geschwunden — und weshalb geschwunden? Weil ich der äußeren Verhältnisse halber mein Schicksal nicht an das Ihrige knüpfen will?"

„Sie wollen als Fürstin den Dichter protegiren, nicht dem Manne angehören;" sagte Alfieri stolz.

Die Gräfin erröthete.

„Alfieri!" sagte sie weich, „mein Alfieri! In meinem Herzen mein, für alle Zeit und Ewigkeit mein. Genügt es Ihnen nicht das zu sein, so kann ich Ihnen mehr nicht gewähren. Was ich an Liebe, an Freundschaft, zu empfinden, was ich außer mir zu lieben vermag, das gehört Ihnen; eine Seele, ein Herz, will ich mit Ihnen sein. Mit meinem ganzen Sinne will ich Ihnen angehören. — Mehr Ihnen bieten, kann ich nicht."

„Weil Sie es nicht wollen. Sie wissen, das bei der Trennung von Ihnen mein Genius erlahmt."

„Ich weiß das nicht und will es auch nicht wissen," sagte sie mit milder Trauer in ihrem Tone. „Es braucht nicht so zu sein, es sei denn, daß Alfieri es

so wolle. — Eine arme Frau, welche der Trübsal viel erfahren hat, deren Loos auch jetzt wahrlich nicht zu beneiden ist, den schweren Schritt noch schwerer machen wollen, ist eines großmüthigen Mannes nicht würdig. Liebten Sie mich ohne Eigennutz, so würden Sie anders handeln, so würden Sie ruhig in Florenz zurückbleiben, eine heitere Stirne zeigen, den von dem Prätendenten verbreiteten Verlaumdungen dadurch widersprechen, daß Sie scheinbar meine Abwesenheit nicht bedauerten und Ihrem Ruhme lebten und in möglichst kurzer Zeit Ihre Tragödien erscheinen ließen. Durch dies Verhalten würden Sie mir einen wahrhaften Dienst leisten und den Flecken von meinem Rufe nehmen, den ich nicht ohne Schmerz darauf erblicke. So würde Alfieri handeln, wenn er großmüthig dächte, wie seine Helden; so würde Alfieri handeln, wenn er mich liebte, wie er jene lieben läßt. — Der Großherzog Leopold hat es zur Bedingung gemacht, bei meiner Abreise nach Rom, Ihren Namen nicht genannt zu hören und dieselbe Rücksicht, welche ihn dies begehren heißt, bestimmt mich, es zu wünschen. Mein Geschick sei nun in Ihre Hand gelegt; wie meine Befreiung Ihr Werk war. — Ich weiß es,

daß ich Schweres fordere, allein jener eiserne Wille, welcher einen piemontesischen Edelmann zu classischen Studien vermochte, kann heute das minder Große über sich gewinnen: die Trennung von einer Frau zu ertragen, welche ihn mit Thränen bittet, ihrer Ehre und seinem Ruhme ein solches Opfer zu bringen."

Sie sah ihn dabei flehend an, neigte dann ihren kleinen Mund auf seine kräftige Hand herab und berührte sie mit ihren Lippen, während zwei große Perlen sie netzten.

Diesem Anblicke widerstand er nicht. „Louise! ich gehorche," rief er, mit schnellem Entschlusse sich aufrichtend und stürzte fort, dem übermächtigen Schmerze dieses Momentes durch laute Klagen in der Einsamkeit Luft zu machen.

Still schloß sie nun das kleine Gitter zu, faltete die weißen Hände und weinte bis sie keine Thräne mehr hatte. Sie wußte, daß er ihr sein Wort halten würde.

Noch graute der Morgen nicht, als sie den Wagen bestieg, der sie nach Rom führen sollte. Gehegan geleitete sie bis an die Grenze; dort trug sie ihm den letzten Gruß an den zurückgelassenen Freund auf, dem der Abbate Caluso die schweren Stunden ertragen half.

* *
*

In der Kirche Sante Croce zu Florenz, dem Campo Santo der berühmten Männer von Toscana, sieht der Fremde, neben Machiavelli, ein von Canova verfertigtes herrliches Monument, von der Gräfin von Albany ihrem Freunde Alfieri errichtet, nachdem dieser, als größter Dichter seiner Zeit, in Folge zu angestrengter Studien, ein frühes Grab gefunden. Auf einem hohen Piedestal erhebt sich auf einer mit Blumenguirlanden umwundenen Leier ein Sarcophag in antiker Form, mit tragischen Masken und Lorbeerkronen geziert, mit einem Medaillon, worauf sich die Büste des Dichters mit der Inschrift befindet: Vittorio Alfieri Astensis. Eine Frau, majestätisch drapirt, den Kopf gekrönt, stützt sich sinnend über dem Sarcophage, mit Trauer in der Miene: sie ist das Vaterland, das unter ewigen Hoffnungen um ihn weint.

Am Sockel steht V. A. A. Aloisa Principibus Stolbergis Albaniae Comitessa.

Inhalt des zweiten Bandes.